



Berlin, den 12. April 1902.

Der Zauberer von Rom.

Pius der Neunte lag auf dem Paradebett. In der Pracht seiner Ceremoniengewänder; die Mitra auf dem Haupt, das Kissen aus Goldtuch stützten, mit rothen Handschuhen und rothen Pantoffeln, die der Gläubigen Inbrunst zu küssen drängte. Geschäftig waltete der Kardinal Pecci des Kämmereramtes. Nie hatte man den Achtundsechzigjährigen so unruhvoll, den oft als mild Gerühmten so streng gesehen. Nach Antonellis, seines Feindes, Tod war er von Perugia nach Rom berufen worden und hatte dort still für sich gelebt. Er wollte nicht auffallen. Schon war ihm geweissagt worden, er werde Pius auf dem Stuhl Petri folgen. Er war bereit, hatte die Zeit der Verbannung nicht ungenützt gelassen und bebte nun doch im Innersten, da die Entscheidung nahte. Pius selbst, dessen starke Herrennatur sich gegen jede Erkenntniß kränkender Wahrheit sträubte, hatte in seinen letzten Lebenstagen einsehen gelernt, wie viel, wie Ungeheures dem Papstthum verloren und wie nöthig es war, der Kirchenmacht neue, festere Fundamente zu schaffen. War solche Aufgabe nicht am Ende zu schwer für einen hinfalligen Greis, der einmal nur, als Nuntius in Brüssel, in ein Eckchen des Weltgetriebes geblickt und sich stets mehr als Gelehrten denn als streitbaren Kirchenfürsten gefühlt hatte? Und dennoch: konnte nicht gerade in dem schwachen Leib des Carpineters der Herr das Wunder wirken, das er dem robusten Siegerbewußtsein des neunten Pius versagt hatte? Der Kämmerer harrete des Herrn. Ringsum wurde eifrig an dem Gespinnst ge-

arbeitet, das ihn umgarnen, ihn von der Mehrheit im Heiligen Kollegium absperrn sollte. Er schien nichts zu merken und erwiderte stichelnde Andeutungen mit dem Hinweis auf seinen nahen Tod. Die Hand, die des toten Papstes Schläfe dreimal mit dem silbernen Hammer berührte, zitterte nicht und fest klang die Stimme, die fragte: Schläfst Du, Johannes Mastai? Dann aber erlahmte die Nervenkraft. Joachim Pecci wurde von einer Unruhe ergriffen, die nie vorher an ihm gesehen ward. Er schlief wenig, tauchte, wo man ihn nicht erwartete, plötzlich auf und hatte einen hastigen Befehlshaberton, der seinem Wesen früher ganz fremd gewesen war. So auffällig war die Veränderung, daß, als er vor dem Katafalk in der Sixtinischen Kapelle nach der Totenmesse die Absolution erteilte, der Cardinal Dreglia dem Cardinal Guibert zutuschelte: „Der rührt die Werberrtrommel!“ . . Das war am fünfzehnten Februar 1878. Am nächsten Tage wurde Pius eingefärgt; Tannenholz, Blei, Ulmenholz umfingen mit dreifacher Hülle den ruhenden Leib, sechs Siegel verschloßen den Sarg, der Fischerring, den der Lebende so lange getragen hatte, wurde zerbrochen und jedes Stück, als eine kostbare Reliquie, einem Würdenträger anvertraut. Wieder versammelten sich, als die Rede Pro Pontifice eligendo verklingen war, die Kardinäle, wieder riefen sie zum Herrn und flehten, ihren Sinn zu erleuchten; dann stand jeder, dessen Name genannt war, auf, schritt zum Altar hin und legte seinen Stimmzettel in einen Kelch. *Acceptasne electionem de te canonice factam in Summum Pontificem?* Knieend richtete ein Dechant die traditionelle Frage an den Cardinal Pecci. Er hatte des Herrn geharrt: er folgte dem Ruf des Herrn. Als man ihn wegführte, soll er einer Ohnmacht nah gewesen sein. Doch ehe er ruhen durfte, mußte er den ganzen Pomp der Huldigungfeier hinnehmen. Die Diener kleideten ihn in weiße Gewänder. Diakone warfen vor ihm Kerzen nieder, daß sie erloschen, und riefen: Wie dieses Licht, so vergehe der weltliche Ruhm! Auf Hände und Füße, auf den Saum seines Kleides preßten sich heiße Lippen. Von der Höhe einer Loggia herab breitete er die Arme aus und segnete die Ewige Stadt, segnete die katholische Christenheit. Und alsbald ward verkündet, der neue Papst werde sich Leo den Dreizehnten nennen, um sich als einen Verehrer Leos des Zwölften zu zeigen, des strengen Herrn, der wider Freimaurer und andere Keger gewüthet, im Jubeljahr 1824 eine Bannbulle erlassen und die Jesuiten zu neuer Macht geführt hatte.

Das gab eine Ueberraschung. Der Cardinal-Kämmerer hatte für einen milden Mann gegolten und als ein liberaler Papst, hieß es, würde er

das Weihezeichen des Irregnum tragen. Zwar hatte er in heftigen Briefen an Victor Emanuel gegen die Besetzung des Kirchenstaates, gegen die Verlästigung der Kongregationen und gegen die Eivilöhe protestirt, Priester, die vom Papst den Verzicht auf die weltliche Macht zu fordern gewagt hatten, mit der Suspension a divinis bestraft und Ratazzi hatte ihn einen bis zur Grausamkeit unbeugbaren Geist genannt. Doch das Alles war unter der Herrschaft des unerbittlichen Pius geschehen, in der ersten Zeit leidenschaftlichen Widerstandes gegen den Usurpator, und andere Stimmen hatten gesagt, dieser Kardinal, der ein Gelehrter und ein Dichter sein wolle, werde, sobald er selbständig handeln dürfe, sich von der natürlichen Sanftmuth seines Wesens leiten lassen. Und nun, wie um jede schüchternste Hoffnung zu enttäuschen, bei der Namenswahl schon die Erinnerung an den Mann, der die Gefängnisse der Inquisition wieder geöffnet hatte? Als Crux de cruce hatte Pius der Neunte auf der Kirche gelastet und abertausend unerfüllte Wünsche hatten auf Peccis Wappenspruch *Lumen in coelo* sehrend geblickt. Sollte der Strahl dieses Lichtes die garten Keime jungen Hoffens wegsengen? . . . Die Meinungen blieben getheilt und das Charakterbild des neuen Oberhirten war, von der Parteien Haß und Günst verwirrt, lange nicht klar zu erkennen. Er wird uns mit Skorpionen peitschen, sagten die Einen; die Andern: Auf Petri Stuhl sitzt ein Jakobiner. In beiden Lagern suchte man Trost im Anblick seiner Gebrechlichkeit. Das war nicht Pius, dessen Gestalt bis ins Greisenalter straff geblieben war und dessen fleischiger Herrscherkopf von innerer Bluth geseuchtet hatte. Dieses längliche, knochige, bleiche Astenhaupt mit den dünnen, blutlosen Lippen würde die Tiara gewiß nur kurze Zeit tragen; diesen dünnen, fast diaphanen Leib würden sie bald auf das rothe Totentuch betten. Kaum hielt er sich aufrecht. Und schon am Tage der Hulldigung, als er, selbst weiß und schlank wie eine Wachskerze, schwankend durch das Spalier der Kerzenträger schritt, wurde in allen Winkeln des Vatikans geflüstert: Ein sterbender Papst! Seine Heiligkeit wird nicht lange unter uns wandeln. Ueber ein Kleines erlischt dieses blasse Licht.

Non videbit annos Petri . . . Ein Vierteljahrhundert ist seitdem vergangen; und noch immer hält der nun Zweiundneunzigjährige in entfleischten Händen den Hirtenstab. Noch immer schwebt er, wie ein weißer Schatten, an hohen Feiertagen über den staunenden Häuptern der Gläubigen dahin. Noch immer auch rührt er mit unverminderter Kraft für seine Sache die Werbertrommel. Eben erst hat er in eindringlichen Worten der Kezerheit gerathen, in den wärmenden Schoß der katholischen Kirche heimzukehren.

Denn nur da lasse sich gut sein. Daß Vernunft Unsinn wird und eine materialistische Weltanschauung das Glück der Menschheit nicht mehret, sei längst doch offenbar geworden. Was habe die Freiheit genügt, die Forschung, all der schöne Wahn, der seit den Tagen der Reformation durch die Hirne spukt? Die Moral ist zerrüttet, die Grundmauern der Staaten wanken: so strafe, so räche der Herr den Abfall vom wahren Glauben. Leo der Dreizehnte hat die Enchiridion, in die er so hart rügende Sätze schrieb, sein Testament genannt. Und der Greis, der an der Schwelle der Ewigkeit schwachen Menschen solchen Scheidegruß sendet, hieß seit elf Jahren der moderne Papst.

Der Name gebährte ihm und wird ihm, trotz dem Testament, bleiben. Als Antonelli gestorben und der Blick des Pontifex nicht mehr durch trügende Schleier gehemmt war, hatte Pius geseufzt: „Mein Nachfolger wird von vorn anfangen und eine ganz andere Politik treiben müssen als ich!“ Das hatte auch Leo erkannt. Er fand das Papstthum der weltlichen Herrschaft beraubt und war zu klug, um sich der Hoffnung hinzugeben, diesen Verlust könne die Zeit je wieder aus dem Buch der Geschichte tilgen. Und die feinen Nerven des Erben fühlten noch schlimmeren Verlust. Die hierarchische Zucht war straffer als je; Pius hatte dafür gesorgt, daß der Riesenkörper der Kirche dem leisesten Druck des Jügels gehorchte. Doch diese Kirche war in der modernen Welt ein Fremdling geworden; nicht den Kettern nur, nein: auch vielen Gläubigen. Ueberall mühte sie sich in fruchtloser Willensanstrengung, Fallendes zu stützen, war alles Werden den Feind und nirgends neuen Wünschen erreichbar. Eine ehrwürdige Ruin, die sacht verwittert. Wohl galt noch immer das stolze Wort: *Stat erux, dum volvitur orbis*. Stand aber das Pontifikat so fest wie das Heilandskreuz, konnte es ohne innere Wesenswandlung allen kommenden Stürmen trotzen? Leo hat sich oft als Verehrer des Heiligen Thomas bekannt und gewiß im Archiv des Klosters auf Monte Cassino, wo das scholastrische Genie des erwachsenden Neapolitaners gebildet ward, einmal die weisen Worte gelesen, die Cremonini, Galileis Freund, schrieb: *Mundus nunquam est; nascitur semper et moritur*. Niemals ist eine Welt; in jedem Augenblick wird sie und stirbt. Ein gutes Leitwort für Einen, der die Menschenwelt ewig wekkender, ewig erneuter Illusionen beherrschen will. Nicht an Vergehendes darf er sich klammern. So aber hatte Pius gethan. Der war zufrieden gewesen, wenn sein hitziges Temperament sich in prachtvollen Unwettern ausgetobt hatte. Von keinem Kompromiß, keinem Pakt mit feindlichen Mächten mochte er hören. Sein Fluch, darangab es für ihn keinen Zweifel, drang in den Himmel

und rief Gottes Strafgericht auf der Sünder unreine Seelen herab. Wie Vielen hatte er geflucht, die ihr Haupt noch aufrecht trugen und ungebrochenen Muthes vorwärts schritten! Von einer anderen Methode hoffte Leo Gewinn für die auf allen Seiten bedrängte Papstkirche. Keine fleischliche Wallung schien über den hageren Greis Macht zu haben; nie sah man ihn zornig, nie kam aus seinem Munde ein schriller Ton. Er nahm das alte Programm der christlichen Platoniker wieder auf und folgte den Spuren des Doctor Angelicus. Wie die Kirchenväter sich bemüht hatten, die Philosophie, die Kulturschätze der Hellenen dem neuen Bedürfniß der jungen Christenheit anzupassen, wie Thomas von Aquino einen großen Theil seiner Kraft an die Aufgabe gesetzt hatte, den aristotelischen Geist in das Bewußtsein der Katholiken hinüberzuretten, so wollte Leo nun Kirche und Welt, Glauben und Wissen veröhnen. Allzu lange war die Kirche ein Hemmniß auf allen Wegen der Civilisation gewesen; sie sollte künftig, gerade sie, der Kultur den rechten Pfad weisen. Was halfen die Flüche gegen den neuen Geist? Man muß sich mit ihm einrichten, ihm Luft und Licht gönnen und, während die Linke ihn streichelt, mit der Rechten unter väterlichem Zuspruch ihm die drohende Waffe entwenden. Die Menschheit muß wieder erkennen lernen, daß auch die Wissenschaft christlichen Ursprunges ist und daß keine unüberbrückbare Kluft den Forscher vom Gläubigen trennt. Das war das Ziel des neuen Papstes, mußte das Ziel eines Mannes sein, der den Rufen nicht minder eifrig als seinem Gott diente, Dante zärtlich liebte und die ciceronischen Perioden seiner Hirtenbriefe so sauber feilte, als lange er nach dem Ruhm eines Literaten.

Der Kirchenstaat war verloren, seit am zwanzigsten September 1870 die italienischen Truppen durch die Porta Pia in Rom eingedrungen waren und Victor Emanuel gesagt hatte: *Ci siamo, ci resteremo*. Noch war die Wunde zu frisch, die Gewalt der Tradition zu groß, als daß der Nachfolger des neunten Pius daran denken konnte, mit dem Minderer seiner Macht Frieden zu schließen. Er blieb der im Vatikan Gefangene und protestirte, wann die Pflicht es gebot, pünktlich gegen den Raub. Doch in der Stille mag Leo sich oft gesagt haben, daß dieser Raub ein Glück für die Kirche war. Jede weltliche Herrschaft weckt Haß; und ein leidender Papst ist stärker als ein im Prunk eines Hofstaates thronender. Eine Kirche, die wirklich *ecclesiarum omnium mater et caput* sein will, braucht keine Hausmacht und wird durch allzu enge Verbindung mit einem bestimmten Lande in ihrer Propaganda eher gehemmt als gefördert. In einer Zeit, wo in den Kanzleien aller Großmächte die Verträge sich zu kleinen Gebirgen häufen,

hat Leo kein Bündniß gesucht; ihm ist zuzutrauen, daß er jede Bundesgenossenschaft abgelehnt hätte, selbst wenn ihm als Preis die Wiederherstellung des Kirchenstaates versprochen worden wäre. Wer sich heute Einem ganz hingiebt, hat morgen mindestens einen Feind; und der Papst will sich die Möglichkeit friedlicher Verständigung mit allen modernen Mächten bewahren. Als am zwölften November 1890 der Kardinal Lavignerie in Algier das französische Geschwader in einem Trinkspruch begrüßte, in dem gesagt war, der Katholik könne sich mit jeder Staatsform abfinden, hielt man das auf der Zunge eines Kirchenfürsten revolutionär klingende Wort für das Zufallsprodukt einer Laune. Man sollte bald erfahren, daß es sehr ernst gemeint und mehr war als ein Bekenntniß persönlichen Glaubens. Leo hatte sich der Mahnung erinnert, die Toten ihre Toten begraben zu lassen. Sein Ziel war nur zu erreichen, wenn die Katholiken unfruchtbarem Groll entsagten und aufhörten, sich als Gehilfen der Reaktion verhaßt zu machen. Schon vor zwanzig Jahren schrieb er an die spanischen Bischöfe, die Behauptung, die Religion sei an das Programm einer politischen Partei geknüpft, müsse als Irrlehre bekämpft werden. Das dünkt Manchen banale Weisheit; wer aber vergangener — nicht einmal allzu lange vergangener — Tage gedenkt, wird sich hüten, solches Urtheil zu fällen. Ueberall waren die Katholiken die Träger oder doch die Schutztruppen der Reaktion. Gegen das Schisma, die Reformation, die Revolution, den Kulturkampf ballten sie die Faust und konnten die Entwicklung doch nicht aufhalten. Rußland war dem römischen Priesterkönig nicht zurückzugewinnen; in Frankreich zog kein neuer Roy von des Papstes Gnaden ein; und das politische Werk Luthers und Bismarcks spottete ohnmächtigen Zornes. Ein Zustand, der die Katholiken zu dumpfer Thatlosigkeit verdammt, durfte nicht dauern. Leo Tolstoi, der Heiland müder Kriften, konnte den Völkern predigen, hinter ihnen liege das Heil, und sie zur Umkehr ermahnen. Ein Papst, der wirken, Welt und Kirche versöhnen will, darf nicht das Dysangelium verkünden lassen, jeder vorwärts führende Schritt sei ein Verbrechen, eine Sünde wider den Heiligen Geist. In den Köpfen, selbst in denen oft, die der Glaube noch nicht floh, wachte ein uraltes Mißtrauen; immer regt sich, wenn von den Lebensrechten der Kirche gesprochen wird, an deren Mauer die drei Worte universitas, antiquitas, unitas locken und schrecken, die Furcht, die Tage der Gregor und Innozenz könnten wiederkehren und die lähmende Macht der Theokratie, die Gräuelpredigt der Inquisition zurückbringen. Diese Gespenster hat der Entschluß Leos des Dreizehnten verschleucht. Er hat die Katholiken zu politischer Arbeit gerufen und

von ihnen verlangt, sich in die Zeit zu schicken, so schlimm sie ihnen auch schiene. Er hat den Bund gebrochen, der die Schicksale von Thron und Altar an einander fetten sollte. Er hat offen und feierlich Frieden mit der Demokratie geschlossen, die so lange von der Kirche bekämpft worden war.

Der Erfolg hat für ihn entschieden. Als er an Rampolla, der damals Nuntius in Madrid war, schrieb, die Bischöfe sollten sich von der karlistischen Agitation fern halten, als er Monsignore Ezaki, den pariser Nuntius, mit der Mission betraute, zwischen der Republik und der Kurie einen *modus vivendi* zu schaffen, schüttelte mancher Kardinal das Haupt und wisperte, das *lumen in coelo* habe sich als ein Irrlicht erwiesen. Jetzt ist längst jeder Zweifel verstummt. In Asien und Afrika sind die Quadern des hierarchischen Gefüges fester als je gefügt und in Europa ist die Macht des Papstthums über alles Erwarten gewachsen; sogar mit Rußland hat der kluge Politiker auf Petri Stuhl sich verständigt. Im Karolinenstreit hat Bismarck ihn zum Schiedsrichter erklärt und Wilhelm der Zweite hat seinen Rath erbeten, als der Versuch gemacht wurde, den Arbeiterschutz durch internationale Gesetze zu regeln. So Großes, so Ungeahntes wurde erreicht, trotzdem der Papst offen erklärt hatte, die Kirche werde nicht unter allen Umständen mehr den alten Dynastien einen stützenden Rückhalt bieten.

Den Frieden mit der Demokratie hatten Männer wie Montalembert und Lacordaire längst empfohlen und mit lauterer Stimme als sie hatte Lamennais gesprochen. Er schuf den Bund zur Verteidigung der religiösen Freiheit und bemühte sich, von dem ebbenden Strom der katholischen Inbrunst zu den modernen Lebensmächten einen Weg zu finden. Die Kirche, so wollte er, sollte im werdenden Bewußtsein des Jahrhunderts feste Grundlagen suchen und ihre Diener sollten sich ohne Vorbehalt auf den Boden der Charte stellen; vor allen Dingen aber sollte die Kirche vom Staat, der Staat von der Kirche frei sein. In allen Zungen klangen seine *Paroles d'un croyant* über die Erde hin und kündeten die Souveraineté der christlichen Völker. Der Bannstrahl, den Gregor der Sechzehnte gegen den unbotmäßigen Priester schleubte, traf sein Ziel nicht; die *Encyclika Mirari vos* ist vergessen und Lamennais lebt in der Geschichte des Katholizismus als einer der stärksten Wirker des neunzehnten Jahrhunderts. Vor ihm schon hatte Saint-Simon den Papst als Retter aus sozialer Noth angerufen. Im *Nouveau Christianisme* stehen die Sätze: „Das wahre Christenthum muß auch für das irdische, nicht nur für das himmlische Glück der Menschen sorgen. Dem Papst ist die Aufgabe gestellt, die Gesellschaft nach den sittlichen Grundjagen

des Heilands zu organisiren. Es genügt nicht, den Gläubigen die Gotteskindschaft der Armen zu predigen; die streitbare Kirche muß rücksichtslos alle Macht und alle Mittel anwenden, um schnell die moralische und die physische Lage der Klasse zu bessern, der die größte Menschenzahl angehört.“ Und ein Schüler Saint-Simons, der jüdische Bankier Isaac Pereire, wiederholte den Ruf des Meisters, als der Kardinal Pecci zum Papst gewählt war. „Wie konnte“, rief er, „die Kirche bis heute verkennen, daß die Wandlung der Welt nicht ein ruchloses, antichristliches Werk ist, sondern von der Vorsehung vollendet ward, um den tiefsten Gedanken des Christenthumes in seinem göttlichen Glanz zu enthüllen? Nie ward von der Kirche die Erfüllung einer schöneren, ihres Stifters würdigeren Pflicht gefordert. Ist sie nicht zur Mutter der Waisen, zur Schützerin der Unterdrückten bestimmt? Sie hat die Sklaverei der Heidenzeit beseitigt und das Joch der Feudalherren gebrochen: sie muß auch den modernen Arbeiter aus den Banden der Hörigkeit erlösen. Nur die starke Organisation der katholischen Kirche sichert ein soziales Wirken großen Stils. Solche Wirksamkeit wird erst möglich, wenn über den Gesetzgebern, den Gelehrten, den Fabrikanten Apostel stehen, Missionare, die bereit sind, ihr Leben dem Heil der Menschheit zu opfern, unabhängige Männer, die den Muth haben, Allen die Wahrheit zu sagen. Und wo wären solche Männer zu finden, wenn nicht im Bereich der Kirche?“ Wir wissen nicht, welche dieser Stimmen bis ans Ohr Leos des Dreizehnten drang. Doch was sie ersehnten, hat er vorzubereiten versucht. Am fünfzehnten Mai 1891 erging an die ehrwürdigen Brüder im katholischen Glauben die Encyclika *De conditione opificum*, die mit den Worten begann: *Rerum novarum semel excitata cupidine . . .* Die Neuerungsjucht, an der seine Vorgänger sich geärgert hatten, war ein Faktor geworden, mit dem der Papst rechnete. Bis zu diesem Tag hatte in Rom nur alte Münze gegolten.

Oft ist seitdem die soziale Aktion verhöhnt worden, die damals so geräuschvoll begann und so schnell wieder endete. Von den überschwänglichen Hoffnungen, die sich ans Licht wagten, als der Papst den Pilgerzug der französischen Arbeiter im Vatikan empfing, ward keine erfüllt, konnte keine erfüllt werden. Nur fromme Einfalt verstieg sich bis zu dem Wahn, der Heilige Vater vermöge mit einem Wink seines Zauberstabes die Noth zu lindern, unter deren wechselnden Formen die Menschheit seit Jahrtausenden ächzt. Dennoch sollten die Spötter ihren Witz für bessere Gelegenheit sparen. Es war eine große Stunde, die in einem mit der Tiara geschmückten Haupt den Entschluß gebar, „ins Volk zu gehen“ und die Dynastien, den

ganzen Heerbann der sich allein legitim dünkenden Mächte ihrem Schicksal zu überlassen. Einst werden späte Thomisten vielleicht dem aufhorchenden Erdkreis künden, daß in dieser Stunde die Renaissance der katholischen Kirche begann.

Die Kirche kann warten; und kluge Päpste waren immer geduldig: *patiens quia aeternus*. Die Starrheit ist gewichen und in der Gemeinschaft der Gläubigen neues Leben erwacht. Schon wagt man, von Reformen zu reden, werden die alten Mauern untersucht und die Hand, die auf hohle Stellen weist, braucht nicht zu zittern. Wer hat sich früher um die Sendschreiben des römischen Bischofs gekümmert? Jetzt werden sie von allen Gebildeten gelesen, von Gelehrten und Politikern kritisiert und in der akatholischen Presse besprochen. Das Papstthum ist wieder eine geistige Macht geworden und mählich lösen sich nun auch die Märchenschleier, die diese Institution dem Auge verhüllten. Niemand glaubt heute noch, daß alle Päpste ein orgiastisches Schlemmerleben führen; die Borgia sind auch im Vatikan eben so selten wie die Hildebrand. Als Goglow seinen Rationalistenroman gegen den römischen Zauberer schrieb, sah er den Papst noch als eine Riesenspinne, die Alles aussaugt, was ihr flatternd naht, alle regsamten Kräfte zu umstricken strebt. Und viel später noch, da längst schon der Ruhm des Jungen Deutschland verblichen war, dachten wir, wenn vom Papst gesprochen wurde, an Benedikt den Bierzehnten, der, während er von der Loggia der Peterskirche den Segen spendete, sich selbst den größten Betrüger genannt haben soll: „In der Menge da unten betrügt Einer den Anderen; und ich betrüge sie Alle!“ Wir sind nüchterner geworden, skeptischer, doch auch gerechter. Wir stellen uns vor, daß es im Vatikan nicht anders zugeht als an anderen Höfen; nur sind die Höflinge, ist die Bureaucratie da klüger, nach vernünftigerer Auslese auf die Höhe gelangt. Und dieses Bewimmel beherrscht nicht die Sucht, die Geister zu knebeln, der armen Menschheit ihr Wischen Glück zu rauben und alles Licht, alle Lebenslust auszulöschen. Es sind Menschen, die ihre kleinen Geschäfte machen und meist wohl überzeugt sind, daß ihr Wirken der großen Christengemeinde frommt. Der Greis, dem sie gehorchen, wird von Todfeinden des Katholizismus bewundert, aber kaum von Einem, der ihm nicht unterthan ist, gefürchtet. Rom hat den schreckenden Nimbus verloren; und Leo der Dreizehnte ist der moderne Papst.

Gebührt ihm der Name wirklich, auch nach der neuesten Encyclica? Auch sie ist von einem gebildeten Manne verfaßt. Wie Leo, so haben größere Pessimisten über die „Errungenschaften der Neuzeit“ geurtheilt; nur haben sie den Enttäuschten dann nicht das älteste Heilmittel angepriesen: die Meli-

gion. Das aber muß jeder Papst thun, wenn er sich selbst nicht aufgeben will. Er kann nur gerade so modern sein, wie es der Rang und der Pflichtenkreis, in den er gebannt ist, ihm erlaubt. Doch solche Grenzen sind in der Welt der Interessen und Leidenschaften nicht nur Päpsten gesetzt.

Der Schüler des Heiligen Thomas spricht heute nicht anders als früher. Schon vor elf Jahren schrieb er, die Fundamente der Gesellschaft seien erschüttert, weil sie sich vom rechten Glauben abgewandt habe. Die alte Formel, die jetzt nur überrascht, weil man den Papst mit moderneren Dingen beschäftigt glaubte. An das Ohr des Zweiundneunzigjährigen dringt von den wirren Geräuschen der Welt längst wohl nur noch ein fernes Brausen. Er ahnt nicht, welcher Zwispalt sich in den Gemüthern aufgethan hat; und wüßte er's: er vermöchte die Kluft nicht zu schließen. Man könnte einen Papst träumen, der Jesu Lehre nachlebte, allem Glanz entsagte und mit den Armen als Armer hauste. Er wäre eine interessante Gestalt, doch kein Papst mehr, nicht die weithin leuchtende Spitze der Pyramide, die in langer Säkulararbeit von den feinsten, erfahrensten Geistern aufgethürmt worden ist. Ein Papst mag modern sein, die Zeichen der Zeit erkennen und das Schifflein Petri vom Ballast der Jahrhunderte entbürden: er bleibt der Hüter einer Institution, die, um zu dauern, sein muß, wie sie ist, wie sie immer war. Leo der Dreizehnte hat durch klugen Takt, durch stille Benützung aller Konjunkturen erreicht, daß die Gebildeten seiner Stimme wieder lauschen, ihn ohne vorurtheilenden Haß hören lernten. Er hat die stärkste Organisation, die je erfunden ward, dem Anspruch des neuen Tages angepaßt. Seine politische Technik war ganz modern, so modern, daß jeder Staatsmann, jeder Großindustrielle sie mit Nutzen studiren wird. Da aber endet auch des Mächtigsten Macht. Das Lebenswerk eines ungewöhnlichen Menschen reichte kaum hin, um das Daseinsrecht der katholischen Kirche zu sichern, um zu zeigen, daß in jedem Staat, mit jedem politischen Glauben ein Katholik dem Dogma treu bleiben und selig werden kann. Nun aber naht ein anderer Kampf, der nicht bloß allein, sondern die tiefsten Wurzeln der Christenlehre bedroht. Langsam dämmert der Menschheit die Erkenntniß, daß sie wählen, neue Sittlichkeit suchen, sich eine neue Geistesheimath schaffen muß. Das Gebet, das von der Lippe gelallt und vom Handeln auf Schritt und Tritt verleugnet wird, der leere Kult kraftloser Heuchelei hilft nicht weiter. Der Papst, der diesen Kampf zu bestehen und aus den Ruinen die Herrschaft der Kirche ungemindert zu retten vermag, wird das größte Wunder der Christengeschichte wirken.



Pandynamismus.*)

Sewiß liegen in unserem Wesen dauernde Voraussetzungen einer pandynamistischen Betrachtung. Wie unsere Sinnlichkeit der Vereinigung mit einer ergänzenden Natur zustrebt, um in dieser Vereinigung die Gattung schöpferisch fortzusetzen, so strecken wir sehnsuchtsvoll unsere Geistesarme aus nach den erhabenen Geheimnissen des Himmels und einer jenseitigen Welt; und wo uns das Wissen hier nicht befriedigt, da möchten wir so gern unter Annahme übernatürlicher Thatfachen beweisen. Und es begreift sich, daß Regungen in dieser Richtung vor Allem bei Anbruch neuer geistigen Zeiten hervortreten, da man ahnungsvoll ertrogen will, was an geistigen Errungenschaften erst einer reichen Abfolge von Geschlechtern in harten Mühen zum Theil zu erarbeiten vergönnt ist. Und diese Regungen waren im sechzehnten Jahrhundert, einem Zeitalter dieser Art, doppelt erklärlich, da sie mit den ungeahntesten Erweiterungen des geistigen Horizontes der abendländischen Völker zusammenfielen, Erweiterungen, die dem verzückten Blick als die Entschleierung jedes Geheimnisses erscheinen konnten. Da ward zu der bekannten geschichtlichen Welt in der Antike eine neue entdeckt. Da reichte sich ein geographischer und ethnographischer Aufschluß an den anderen; und die Begrenztheit dieser irdischen Welt und die Kugelgestalt der Erde erschienen nicht mehr als Hypothesen, sondern als anschaulich gewordene Wahrheit.

Und all diese Revolutionen, die einer noch niemals möglich gewesenem Weitständigkeit des geistigen Blickes zudrängten, wurden schließlich an Wirksamkeit übertroffen durch die heliocentrische Lehre des Kopernikus. Wer hätte das ptolemäische Weltssystem in seiner sinnlichen Anschaulichkeit bezweifeln mögen, wie es von der unmittelbaren Realität der wahrgenommenen kosmischen Bewegungen ausging, zumal alle dagegen möglichen Einwände durch eine große Anzahl höchst sinnreicher Hilfs-hypothesen beseitigt schienen? Und nun erschien das Buch *De revolutionibus orbium coelestium*, das zwar nicht auf Grund exakter Beobachtungen, wohl aber von der einfachen Forderung her, daß die erhabensten Schöpfungen Gottes nur von einfachster Symmetrie beherrscht sein könnten, dies ganze System über den Haufen warf. Nicht die Erde erschien jetzt mehr als der Mittelpunkt des Weltalls, sondern die Sonne; ein dienendes, in Gemeinschaft mit anderen Körpern in Doppelbewegung um die Sonne kreisendes Glied des Ganzen nur war unser Planet: aufgegeben werden mußte das bisher kaum je bezweifelte Vorrecht einer Betrachtung der fernen Weltweiten von geocentrischem Standpunkt. Wie klein war jetzt diese Erde geworden, — und wie klein gar der Mensch, daß man seiner gedächte! „Was ging nicht Alles durch diese Anerkennung in Dunst

*) S. „Zukunft“ vom 5. April 1902.

und Raub auf: ein zweites Paradies, eine Welt der Unschuld, Dichtkunst und Frömmigkeit, das Zeugniß der Sinne, die Ueberzeugung eines politisch-religiösen Glaubens.**) Es war eine wissenschaftliche Erweiterung und zugleich sittliche Begrenzung des menschlichen Standpunktes von solcher Unerhörtheit, daß es verständlich ist, wenn sich die Welt nur langsam an ihn gewöhnte. Auf die heliocentrische Hypothese des Copernikus haben die Forschungen Keplers über die Entbehrlichkeit der excentrischen Kreise und Epicyklen zu Gunsten der Annahme einer einfachen Kurve als Bahn der planetarischen Bewegung folgen müssen und auf diese Galileis Forschungen über die Schwerkraft, che Newton zu jener Hypothese über die Bewegungen der Himmelskörper gelangte, die, vornehmlich durch die unvergleichlich popularisirende Wirksamkeit Voltaires, der neuen Lehre zur Stellung eines unveräußerlichen Bestandtheils der europäischen Bildung verhalf.

Indem aber diese gewaltige Ausdehnung des menschlichen Horizontes eintrat, wirkte sie schließlich doch weniger auf die Erweiterung der Phantasie als auf die Erweiterung der Erfahrung. Und so kam das Ergebniß doch am Ende nicht pandynamistischen Anschauungen zu Gute, wie sie im Tiefsten noch auf der Zulassung des Begriffes des Wunders und damit wieder auf dem Vorherrschenden einer Denkmethode ungenügender Analogieschlüsse beruhten, sondern vielmehr einer ganz anderen Auffassung der Welt. Je mehr jetzt, unter den verschiedenartigsten Anregungen, die Erfahrung sich verdichtete und zugleich beschied, um so mehr erweiterte sich das Kausalitätbewußtsein: nicht mehr nach nur zum Theil zutreffenden Analogien, Produkten oberflächlicher Beobachtung und unzureichender Erfahrung, sondern nach der Kenntniß möglichst ausgedehnter regelmäßiger Zusammenhänge von Ursache und Wirkung begann man, die Welt der Erscheinungen zu ordnen. So wurde das Zeitalter einer pandynamistischen Naturbetrachtung abgelöst durch ein Zeitalter, das vermöge der Induktion und Abstraktion in den einfachsten Naturvorgängen vor Allem einfachste Regelmäßigkeiten und Gesetze aufzusuchen bestrebt war, in der Hoffnung, gerade in ihnen, gleichgiltig, welchen tiefsten hinter den Pforten der Natur stehenden Wirkungen sie verdankt oder nicht verdankt würden, den Schlüssel zum Verständniß auch der größten Erscheinungen zu finden. Ein Kausalitätbewußtsein, das kein Wunder mehr zuließ, begann, uranfänglich, unbeholfen noch und ahnungsvoll, das Kleinste und Größte unmittelbar zu verbinden, und gab sich der frohen, durch die Thatfachen schließlich bestätigten Ueberzeugung hin, daß es, indem es den Zusammenhang eben des Gewöhnlichen erforsche, auch das bisher als ungewöhnlich Betrachtete zu erklären im Stande sein würde. Das Zeitalter naturalistischer Naturforschung zog herauf.

*) Goethe, Zur Farbenlehre.

Vorläufer dieses Zeitalters reichen allerdings bis ins dreizehnte Jahrhundert zurück. In dieser Zeit hat schon der große Scholastiker Albertus Magnus im Kloster der kölnner Dominikaner seine botanischen Versuche gemacht; und neben ihm bereits ist der Engländer Roger Bacon dem Gedanken voraussetzungsloser Naturwissenschaft nahe getreten. Wahnte dann Heinrich von Langenstein, ein Hesse, der seit 1383 in Wien wirkte, durch Bekämpfung des astrologischen Wunderglaubens den großen vorkopernikanischen Astronomen, einem Peurbach und Regiomontan, den Weg, so hat der Kardinal von Rues, in seinen exakten Forschungen nicht minder bedeutend als in seinen mystischen Spekulationen, recht eigentlich eine Janusgestalt zwischen Mittelalter und Neuzeit, neben wesentlichen Verbesserungen des Kalenders im Sinn der späteren gregorianischen Reform vor Allem schon unmittelbare Voraussetzungen der kopernikanischen Hypothese gehabt.

Allein diese Männer standen doch sehr vereinzelt; sie schufen noch nicht aus einem sich aufdrängenden Gesamtbewußtsein der Forschung ihrer Zeit heraus, wenn auch stärkere intellektualistische Neigungen des späteren Mittelalters in keiner Richtung des Geisteslebens zu verkennen sind; und so drängten sie mit ihren meist nur in unreifen Vermuthungen bestehenden Ergebnissen doch nur gegen die Pforten eines Zeitalters an, das noch nicht eröffnet war. Erst der Individualismus des sechzehnten Jahrhunderts, die Freistellung des Individuums gegenüber dem endlosen Detail des mittelalterlichen Offenbarungsglaubens und der Unterwerfung, die der dogmatischen Fassung dieses Glaubens geschuldet ward, hat die neue Anschauung völlig entbunden.

Aber in dem Charakter der neuen Zeit lag freilich zugleich auch der Charakter des Verlaufes der neuen Studien beschlossen, wenigstens so weit sie auf das philosophische Gebiet führten und von diesem aus in die wissenschaftliche Praxis hinein getrieben wurden. Die Persönlichkeit des sechzehnten Jahrhunderts zeigte in den Zeiten ihrer vollen Durchbildung, vornehmlich seit der Wende des sechzehnten Jahrhunderts, den Typ des Isolirten, für sich Stehenden, in sich Genügsamen: sie war eine abgeschlossene Welt im Kleinen. Es versteht sich, daß diese Auffassung ihres Wesens nun auch an den Kosmos herangeholt wurde: ohne daß darüber weiter ein Wort verloren wurde, erschien diesen Zeiten die große Welt als eine Einheit geschlossenen Charakters, als ein Kunstwerk des Schöpfers. Das war die Voraussetzung der pandyamischen Naturwissenschaft gewesen. Das blieb auch die Voraussetzung des neuen Realismus.

Traf sie aber zu, so mußte es auch nach der neuen naturalistischen Auffassung doch wieder eine Methode der Ableitung all ihrer Geheimnisse von einem obersten Prinzip, von einem Punkte aus geben. Und nachdem eine solche Ableitung aus der stofflichen Hypothese eines allgemeinen Kräfte-

zusammenhanges im Panodynamismus gescheitert war, schien es auch nicht mehr zweifelhaft sein zu können, wo sie nun zu suchen war. Wohin man auch in den einzelnen Gebieten der Natur und der Geschichte den Blick wandte, da ergab sich der Erfahrungsinhalt in die Begriffe des Raumes und der Zeit gebettet. Raum und Zeit also mußten vor Allem in ihren empirischen Beziehungen in sich und unter einander begriffen werden, wie sie am Ende sich auf den noch einfacheren Oberbegriff der Größe reduzieren ließen: erst durch dieses Begreifen hindurch, auf einem solchen, rein formalen Wege glaubte man, aus dem Ganzen der Erscheinungen zum Verständniß des Einzelnen gelangen zu können.

Als Wissenschaft der einfachen Größe aber, des Raumes und der Zeit, erschien die Mathematik. Sie konstituirte, so wurde der Zusammenhang angesehen, über dem bunten Getriebe des Konkreten und Veränderlichen die Lehre von Raum und Zeit als eine exakte und absolute Wissenschaft, wie sie in ihrem Fortschritt der Verichtigung durch die Kontrolle erneuter Wahrnehmungen der Erscheinungswelt in keiner Weise mehr bedarf; sie enthält damit die Prinzipien einer wahren deduktiven Methode, mit deren Hilfe es gelingen muß, von ihrer vollständigen Entfaltung aus auch das Reich des sinnlich Konkreten zu erklären. Mathematik also und durch sie hindurch Verständniß der Erscheinungswelt: Das wurde zunächst die Lösung.

Über auch dieser Gedankengang war im sechzehnten Jahrhundert nicht völlig neu. Es ist schon an dem Beispiel Platons zu erkennen, von welchem Einfluß die Mathematik bereits auf die Philosophie der Alten gewesen ist. Freilich blieben die Alten dabei in der Mathematik der Hauptsache nach in das Reich der Dinglichkeit und Anschaulichkeit gebannt: aus seiner weiteren Durchdringung Prinzipien einer rein begrifflichen Lehre von Raum und Zeit abzuleiten, lag nicht in der Richtung ihres Denkens. Dafür war dann aber das Mittelalter in der Entfäulung der Vorstellungen von Raum und Zeit ziemlich weit über sie hinaus gegangen.

Das mittelalterliche Denken, so weit es sich auf höhere Probleme einließ, war eine Folgeerscheinung Dessen, was man zu dieser Zeit wissenschaftliche Theologie nannte: nicht eigentlich aus der nationalen Geistesbewegung, sondern aus der christlichen Ueberlieferung der späten Griechen- und Römerzeit, unter Einfluß gewisser Einwirkungen der heidnischen Philosophie der Alten, erhielt es seine Impulse. Es war also eine Erscheinung nicht selbstgewachsener Kultur, sondern zeitlicher Rezeption aus weltgeschichtlicher Vergangenheit. Dem entsprechend, war es im höchsten Grade abgezogen, ohne stärkere Berührung mit den lebendigen Strömungen der Gegenwart; und Dem entsprechend, bildete es mit Vorliebe virtuose Methoden und gänzlich abstrakte, unsinnliche, gleichsam dünnflüssige Begriffe aus. Und indem es

wirklichkeitfremd nur in diesen Begriffen lebte, schrieb es der syllogistischen Methode allmählich Schöpferkraft und den Begriffen an sich Nothwendigkeit des Seins zu. Die ontologische Anschauung, die Auffassung, daß gedachte Begriffe allein wegen der Thatfache, daß sie gedacht werden, auch wirklich seien, ist das originellste Erzeugniß, das von dem scholastischen Denken in der Geschichte der Philosophie hervorgebracht worden ist.

Eine geistige Disposition, wie die der Scholastik, mußte nun schon dazu führen, den Vorstellungen von Raum und Zeit denjenigen begrifflichen Charakter zu verleihen, dessen das sechzehnte bis achtzehnte Jahrhundert für die Anwendung der Mathematik als Denkmethode der Philosophie und, wie es anfangs schien, auch der Naturwissenschaften bedurften. In der That findet man bei den mittelalterlichen Vorläufern der realistischen Naturwissenschaft des siebenzehnten Jahrhunderts schon die Verwendung der Mathematik, wenn auch noch nicht in der vollendeten Art eines Galilei oder Newton. Keiner dieser Vorläufer ist aber in dieser Hinsicht wohl charakteristischer als Roger Bacon; und keiner ist in dieser Stellung wohl zutreffender geschildert worden als eben Bacon von Goethe.*) Bacon erscheint die Mathematik in ihrer reinen Form schon ausdrücklich als Hauptschlüssel aller wissenschaftlichen Verborgenheit, ja, auch aller metaphysischen Fragen: „Es giebt Mancherlei, das wir geradehin und leicht erkennen; Anderes aber, das für uns verborgen ist, welches jedoch von der Natur wohl gekannt wird. Desgleichen sind alle höhere Wesen, Gott und die Engel, als welche zu erkennen die gemeinen Sinnen nicht hinreichen. Aber es findet sich, daß wir auch einen Sinn haben, durch den wir Das gleichfalls erkennen, was der Natur bekannt ist, und dieser ist der mathematische: denn durch diesen erkennen wir auch die höheren Wesen, als den Himmel und die Sterne.“ Von dieser Auffassung ausgehend, wendet Bacon die Mathematik als eine der Logik weit überlegene Methode an, um nicht bloß die Naturerscheinungen im engeren Sinn, nein, auch die psychologischen Erscheinungen deduktiv zu begreifen: so wird ihm, zum Beispiel, die Grammatik zur Rhythmik, die Logik zur Musik. Ja, damit nicht genug: auch dem moralischen und religiösen Gebiete nähert er sich auf mathematische Weise, indem er die Beziehungen dieser Gebiete mathematischen Beziehungen symbolisch gleichsetzt.

Man sieht sogleich: Das sind feinsinnige Betrachtungen, keine Schlüsse; die Wirkung ist erbaulich, nicht überzeugend. Aber was Bacon und sein Nachfolger im Mittelalter ahnend versucht haben: das Begreifen der Welt vermöge — und freilich zum größten Theil noch nach Analogie — der Methode

*) Zur Farbenlehre (Werke Weim. Ausg. II 3, S. 151). Der historische Theil der goethischen Farbenlehre bietet noch heute die am Tiefsten durchdachte Geschichte der Naturwissenschaften bis ins achtzehnte Jahrhundert, die wir besitzen.

der Mathematik: Das unternahm das Zeitalter realistischer Naturwissenschaft, wie es dem Panpsychismus folgte, in seinem allgemeinen Denken nun wirklich ernsthaft durchzuführen und zu vollenden.

War die Mathematik dieser Aufgabe gewachsen? Sie war es höchstens dann, wenn sie thatsächlich rein begrifflichen Charakters war und wenn, Dies vorausgesetzt, ihre spezielle Ausbildung im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert auf der Höhe der Forderungen stand, die man an sie stellte.

Nun hat die Entwicklung des Denkens im neunzehnten Jahrhundert gezeigt, daß die Mathematik keineswegs die rein begriffliche Wissenschaft ist, als die sie eine frühere Zeit ansah, daß sie vielmehr in ihren Grundvesten anschaulich verankert ist. Die Mathematik konnte also die ihr im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert zugewiesene Aufgabe selbst dann nicht erfüllen, wenn sie im Uebrigen, in ihren einzelnen Fortschritten, den Anforderungen des allgemeinen Denkens entsprechend entwickelt gewesen wäre. Aber wenn nun auch die Hauptabsicht des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts: die volle deduktive Ableitung der Welt und zunächst der Naturerscheinungen in mathematischer Methode, nicht erreicht ward und nicht erreicht werden konnte, so war doch der in den eben besprochenen Zusammenhängen liegende Impuls zum mathematischen Verständniß der Welt so überaus gewaltig, daß ihm die größten Errungenschaften auf naturwissenschaftlichem, philosophischem und auch geisteswissenschaftlichem Gebiete zu verdanken sind: die Mathematik hat sich thatsächlich als eins der stärksten, wenn nicht als das stärkste Gährungselement im Denken vor Allem des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts erwiesen. Darum bedarf es zum Verständniß des Geisteslebens dieser Zeit überhaupt einer eingehenderen Betrachtung ihrer Entwicklung.

Die Mathematik war bei den Alten wohl, wie überall, aus praktischen Bedürfnissen entstanden. Jedes Volk, das voll fehsaft wird, bedarf für die Auftheilung des Grundes und Bodens einer primitiven Feldmehrkunst; keine Zeit der Naturalwirthschaft entbehrt sie: es sind die Anfänge der Geometrie. Ihnen aber fügen schon die ersten entwickelten Zeiten der Tauschwirthschaft die Arithmetik hinzu; denn wie könnte selbst ein primitiver Handel, namentlich so weit er sich schon eines Geldes bedient, ohne die Regeldetri betrieben werden?

Waren so die Anfänge der mathematischen Wissenschaft bei den Alten wohl durchaus praktischer Natur, so liegt es im Charakter der antiken Kultur, daß auch ihrer vollendeteren Mathematik noch ein in hohem Grade anschaulicher Charakter geblieben ist. Gewiß sind die Beweise Euklids durchaus deduktiv; jedes induktive Moment, das etwa gar auf die Entstehung des zu beweisenden Satzes hinwiese, ist unterdrückt; aber doch ist hier, wie sonst in der Mathematik der Alten, die Abstraktion niemals so weit getrieben, daß

über den abstrakten Raumformen die Körper, über den abstrakten Zahlformen die Zahlen vergessen worden wären, geschweige denn, daß aus abstrakten Begriffen von beiderlei Art bereits der allgemeine Größenbegriff entwickelt worden wäre. Und ferner ist bei den Alten für jederlei Größe, wie der Raum-, so der Zahlenwelt das Moment der Stetigkeit festgehalten worden; — von der Anschauung, daß die mögliche Zahl der Brüche zwischen zwei Zahlen unendlich und mithin der Charakter jeder Zahl unstetig sei, finden wir eben so wenig Gebrauch gemacht wie von der anderen, daß jeder Körper als Träger von Raumformen in Bewegung begriffen und Ruhe nur eine ins Gleichgewicht gesetzte Summe von Kräften sei, die in Bewegungen zur Erscheinung gelangen. Als die Lehre von stetigen Größen und als solche allerdings reich entfaltet, ging mithin die Mathematik der Alten an die abendländischen Nationen über. Wie aber hätte sie hier, in deren Mittelalter, mehr als allenfalls begriffen, wie hätte sie erweitert werden sollen? Wir kennen für die deutsche Geschichte die Entwicklung des ästhetischen Sinnes von der Urzeit bis in die Jahrzehnte der Reformation: von der robusten, noch rein ornamentalen Bewältigung des Umrisses der Gegenstände der Erscheinungswelt war man langsam bis zu dessen zutreffender Wiedergabe fortgeschritten. Wie hätte eine Zeit, die auf ästhetischem Gebiet noch um die Wiedergabe des Umrisses rang, auf intellektuellem Gebiet aus eigener nationaler Kraft durch das Äußere der Erscheinungswelt zu dem Begriff der ihr zu Grunde liegenden reinen Größe vordringen sollen? Es war kaum denkbar, daß von diesem Standpunkt aus auch nur die Errungenschaften der Alten in genügender Tradition fortgepflanzt wurden.

Aber wir haben schon gesehen: neben dem nationalen Denken stand die Denkkunst der Scholastik; und die scholastischen Kreise haben die Mathematik der Alten seit vornehmlich dem dreizehnten Jahrhundert nicht nur bewahrt: sie haben auch die Vorstellung der mathematischen Größe als Oberbegriff über Raum- und Zahlengröße schon leise durchzubilden versucht. Ganz gelungen ist dann diese Durchbildung freilich erst im sechzehnten und siebenzehnten Jahrhundert.

Dagegen erschien noch dem ganzen Mittelalter im Allgemeinen die Größe als stetig. Hier besonders, in diesem Punkt, mußte daher die weitere Entwicklung des individualistischen Zeitalters einsetzen; und in der That verläuft sie von hier aus hinein in die glänzenden Errungenschaften der Funktion- sowie der Differential- und Integralrechnung. Zu Grunde aber liegt dieser Entwicklung zunächst im sechzehnten Jahrhundert noch die allgemeine Vorstellung der pandynamistischen Naturanschauung, die hinter jeder Erscheinung ein Spiel lebendiger Kräfte sah, also dem Begriff der Unstetigkeit der Größe sehr leicht unmittelbar und intuitiv nahe treten konnte; und im siebenzehnten

Zaehrhundert wird für sie die Wechselbeziehung mit den Forschungen auf dem Gebiete der Mechanik wirksam, die wiederum von der Statik, wie sie die Alten fast allein gelehrt hatten, sehr früh zur Dynamik überging und damit den Begriff der Bewegung in abgeklärterer Form zur Verfügung stellte.

Den entscheidenden Schritt zur Ausbildung der Funktionenrechnung und damit zur Lösung des Problems, das gegenseitige Verhältniß von Größen gleichmäßiger Unstetigkeit auf eine für jeden Moment dieser Unstetigkeit zutreffende Formel zu bringen, hat Descartes gethan. Er ging dabei von den auch den Alten schon bekannten Gleichungen aus. Zunächst war es hier klar, daß die Unbekannte jeder Gleichung, da sie unbekannt ist, sich eben so sehr als Raum- wie als Zahlengröße erweisen konnte: in dieser Unbekannten war also von vorn herein der Ausdruck der allgemeinen Größe gegeben. Wie aber konnte man nun darüber hinaus, unter der Annahme der gleichmäßigen Unstetigkeit der Größen, zu der Möglichkeit kommen, das Verhältniß dieser Unstetigkeit der Größen zu einander einfach darzustellen und zu berechnen? Auch hier half die Gleichung.

In Betracht kommt hier der erkenntnistheoretische Charakter der Gleichung. In der Gleichung wird von der Annahme ausgegangen, daß die zu findende Unbekannte eigentlich, wenn auch unter den Verhältnissen der Gleichung, bekannt sei; und der Beweis für die Richtigkeit dieser Annahme und damit auch für die Richtigkeit der Gesamtsbehauptung wird dadurch geführt, daß in der Auflösung der Gleichung gezeigt wird, wie diese Annahme in allen Folgerungen, die sich aus ihr ergeben, mit sonst allgemein als wahr bekannten Sätzen übereinstimmt. Die Beweisführung ist also indirekt. Weil Das aber der Fall ist, weil das in der Gleichung angewandte Beweisverfahren von der Folge auf den Grund schließt, so läßt es, wie jeder Schluß von der Folge auf den Grund, eine mehrdeutige Lösung zu. Diese Eigenart der Gleichung, solche mehrdeutigen Lösungen zu ergeben, ist ja bekannt genug. Diese Thatsache bringt es nun aber mit sich, daß nur außerhalb des Beweisverfahrens liegende Betrachtungen ergeben können, welche der denkbaren Lösungen die vorzuziehende ist. Und die Folge dieses Umstandes wiederum ist es lange Zeit hindurch gewesen, daß man allgemein gefaßte, also wissenschaftliche Aufgaben einem so mehrdeutigen Beweisverfahren nicht hatte überlassen können. Und so hatte die Gleichung bisher auf dem Gebiet allgemeiner, namentlich auch naturwissenschaftlicher Beweise keine große Rolle gespielt.

Wie aber, wenn es nun gelang, den verschiedenartigen Bedingungen innerhalb der Aufgabe, deren Dasein die Mehrdeutigkeit der Lösung ergab, für den Verlauf der Lösung der Aufgabe einen solchen Ausdruck zu verschaffen, daß die in ihnen beruhenden verschiedenartigen Möglichkeiten der Lösung im Schlußergebniß der Rechnung zu vollkommenem Ausdruck gelangten?

Dann war offenbar die wissenschaftliche Brauchbarkeit des Gleichungsverfahrens erreicht. Da war es nun Descartes, der den Weg zu diesem Ziele zeigte, indem er die algebraische Symbolik einführte: womit den verschiedenartigen, der Aufgabe einverleibten Bedingungurtheilen für den Verlauf des Beweises durch Buchstabensymbole ein allgemeiner Ausdruck verschafft wurde, vermöge deren die Bedingungurtheile wieder in Gleichungen umgewandelt wurden. Damit fiel jede Mehrdeutigkeit der Ergebnisse: denn nun war durch die allgemeine, den verschiedenen denkbaren Bedingungen entsprechende Bedeutung der Zeichen dieser Symbolik das generell Bedingte den Schlussfolgerungen selbst einverleibt, so daß diese eine an sich eindeutige Form erhielten. Was aber bedeutete nun dies Alles für das Verständniß der stetig veränderlichen Größe? Es war klar: mit diesem Ergebnis war ein bisher noch fehlendes Mittel gewonnen, um Aufgaben zu lösen, in denen bestimmten, in bestimmter Weise veränderlichen Faktoren bestimmte, in entsprechender Weise veränderliche Ergebnisse entsprachen; oder mit anderen Worten: es war das Mittel gewonnen, dem Begriff der stetig veränderlichen Größe in ihrem Verhältnis zu anderen stetig veränderlichen Größen gerecht zu werden. Es war jetzt möglich, jede Mehrheit mathematischer Größen, vorausgesetzt, daß deren Verhältnis sich unter bestimmten Bedingungen änderte, in der durch diese Bedingungen auf die einzelnen Größen ausgeübten Wirkung zu verfolgen und für die Durchführung dieses Verfahrens eine allgemeine Rechnungsform — man nannte sie eine Funktion — aufzustellen.

Aber verwandelte sich damit, daß Dies möglich wurde, nicht das bisherige Beweisverfahren in eine Methode der Untersuchung? Gewiß: eben Das geschah; und daß es geschah, war vielleicht das folgenreichste Ergebnis der durchgeführten Neuerung. Denn jetzt war das neue Verfahren nicht mehr blos ein Werkzeug des Beweises, sondern es wurde zur Analysis, zur Forschungsmethode, die bei dem ihr innewohnenden Zuge vom Zusammengesetzten zum Einfachen, vom Besonderen zum Allgemeinen eine Fülle von Beobachtungen über das Verhalten mathematischer Größen zu einander veranlassen mußte: womit der Anstoß gegeben wurde zur Aufstellung der wichtigsten Gesetze über das Verhalten von Größen überhaupt in Raum und Zeit. In diesem Sinne wurde die neue Mathematik jetzt dem erweiterten Kausalitätsstriebe, dem Grundzuge der neuen Zeit, für das Zufällige überhaupt keinen Raum zu lassen, so weit gerecht, wie es sich um die Bearbeitung von Größenverhältnissen handelte: mit der Durchbildung der Funktionenrechnung begannen alle Größenbeziehungen, unserem Denken in der selben Weise erschlossen zu werden, wie das All immer mehr dem Kausalgesetz als einer nun stets weniger abweisbaren Forderung unseres Denkens unterworfen erschien. Doch bedurfte es zur vollen Verwendbarkeit der Funktionenrechnung in dem selben

beschriebenen Sinne noch eines weiteren Hilfsmittels. Zudem man nämlich die Abhängigkeit einer Größe von einer anderen oder von einer Mehrheit anderer Größen auf dem Wege der Funktion untersuchte und zu diesem Zwecke zunächst eine oder mehrere dieser Größen beliebig veränderlich annahm, kam man zu einem Begriff, der rechnerisch zunächst kaum faßbar erschien, zu dem der stetigen Veränderlichkeit. Und doch kann, da die Dinge außer uns nicht minder wie unsere Vorstellungen in stetigem Fluß von Veränderungen begriffen sind, keine größere Bestimmung gedacht werden, die sich diesem objektiv wie subjektiv gleich zweifellosen Moment entzöge!

Die Mathematik kann seiner in der That nicht restlos Herr werden. Aber sie kann es in ihre Untersuchungen in den denkbar kleinsten Fehlergrenzen mit einbeziehen, indem sie sich die veränderliche Beziehung in kleinste Elemente zerlegt denkt, in denen diese Veränderung aufgehoben erscheint, und diese Elemente mit beachtet. Die Mittel hierzu lieferte in der zweiten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts die Infinitesimalmethode (Differentialrechnung), wie sie Newton in seiner Fluxiontheorie, die in den *Acta eruditorum* des Jahres 1684 erschien, vom Gesichtspunkte der Bewegung dieser kleinsten Elemente, Leibniz von geometrischen, Euler von arithmetischen Betrachtungen her entwickelt haben: bis Lagrange in seiner derivirten Funktion die vollendetste der hierher gehörigen Methoden schuf. Nun war es in der That möglich, die gegenseitigen Beziehungen stetig veränderlicher Größen in jeder Hinsicht zu verfolgen, wie aus der Kenntniß eines Theiles dieser Beziehungen oder auch einer aus ihnen abgeleiteten Relation das ganze Verhältniß ihrer gegenseitigen Beziehungen durch Integration, Das heißt: durch eine Umkehrung des Differentialverfahrens, herzustellen; und damit war überhaupt das Geheimniß des Verhaltens der Größen, mithin auch der Körper zu einander enthüllt: grundsätzlich hatte jetzt die Mathematik als die Wissenschaft der Größen alle Gebiete der erkenntnistheoretischen Grundlage durchmessen und erobert.

Halten wir hier inne und fragen uns, was denn damit für die philosophischen und naturwissenschaftlichen Probleme erreicht war.

Die Philosophie mußte bei der ganzen Veranlagung des seelischen Lebens dieser Jahrhunderte so viel wie möglich an der Deduktion festzuhalten suchen: das All erschien ihr als Eins, wie das Individuum; und als dies Eine, in sich klar Zusammenhängende, mußte es von einem Punkte aus vermöge einer einzigen Methode begriffen werden können. War nun in der Mathematik diese Methode gefunden?

Die Entwicklung der Mathematik hatte vom sechzehnten bis zum Ende des siebenzehnten Jahrhunderts aus den deduktiven Beweisformen Euklids zur Analysis, zur reinen Induktion geführt; immer mehr hatte gerade diese Wissenschaft von ihrem deduktiven Charakter verloren. So war an ihre

Verwendung zur philosophischen Deduktion der großen Probleme von Gott und Welt je länger, um so weniger zu denken. Aber doch galt die mathematische Beweisform seit dem sechzehnten Jahrhundert, ja, zum Theil schon aus dem Mittelalter heraus als allen Syllogismen weit überlegen! Und ihr Ruf als solche, auf ihre alten deduktiven Elemente begründet, erstreckte sich noch weit bis in das achtzehnte Jahrhundert. Die Folge war, daß die Philosophie dieses Zeitalters sie als Arbeitswerkzeug nicht aufgab, aber freilich je länger, je mehr mit einem Instrument arbeitete, das bei strenger Anwendung zerbrach, — oder, anders ausgedrückt, daß sie die mathematische Beweismethode in einem Sinne anwandte, die dem Charakter dieser Methode und der ihr zu Grunde liegenden Wissenschaft je länger, je weniger entsprach. Schon Roger Bacon hatte sich dieser Methode in einer für unser Denken sonderbaren, bei ihm sehr klar zu Tage tretenden Weise bedient: nämlich nach der Art des mittelalterlichen Analogiebeweises. Er hatte, darin dem Pythagoras und seinen Schülern ähnlich, gewisse mathematische Verhältnisse in gewissen metaphysischen, psychischen, ja auch physischen Verhältnissen im symbolischen Spiegelbild wieder gefunden: und Das hatte ihm genügt, um diese Verhältnisse so weit zu identifiziren, daß aus dieser Identifikation heraus die Wirklichkeit der metaphysischen, psychischen, physischen Verhältnisse behauptet werden konnte, weil die Wirklichkeit der analogen mathematischen Verhältnisse feststehe.

Das war nun freilich ein Verfahren, das die Philosophie des Descartes, wie sie zunächst den pandynamischen Systemen des sechzehnten Jahrhunderts folgte, in gleich sonderbarer Naivität des Analogieschlusses nicht mehr einschlug. Aber gleichwohl gilt für ihr Verhältniß zur Mathematik noch etwas Aehnliches. Es ist fast selbstverständlich, daß der selbe große Geist, der der Mathematik den Weg zur induktiven Analysis wies, sie nicht gleichzeitig als tiefer konstituierende methodologische Triebkraft einer deduktiven Philosophie gebrauchen konnte. Galt dem Descartes wie seinem ganzen Zeitalter die Mathematik gleichwohl als Hebamme jeder Metaphysik, so konnte ihre Hilfe im Grunde doch nur noch äußerlich und formell beansprucht werden: nämlich so, daß ihrer Methode die äußere Art der Beweisführung und ihren Ergebnissen gewisse Analogien der philosophischen Gedankenbildung entnommen wurden. Und über Descartes hinaus ermöglichte dieser besondere Charakter der philosophischen Benützung der Mathematik es noch Spinoza, mit angeblicher Hilfe der Mathematik ein gewaltiges, im Grunde mystisches Lehrgebäude der Metaphysik aufzuführen.

Im Grunde war also auch der Versuch, nach dem Scheitern des Pandynamismus mit Hilfe der Mathematik als eines Universal-schlüssels deduktiv eine Kenntniß der Welt generell zu gewinnen, gescheitert. Die materielle Vorstellung von allgemein bewegenden Kräften und Größe-komplexen hatte eben so verjagt wie die formal logische Methode der Mathematik.

Kann man unter diesen Verhältnissen sagen, beide große Bewegungen, Pandynamismus und Metaphysik unter dem Einfluß der Mathematik, seien vergebens gewesen? Wie sehr hiesse Das Bedeutung und Einfluß großer geistiger Strömungen verkennen! Mit dem Pandynamismus war eine erste, allgemeinste Hypothese des Naturzusammenhanges gewonnen, die in den Naturwissenschaften bis heute befruchtend gewirkt hat. Und die Mathematik gab eben, indem sie sich aus einem Werkzeug der Deduktion in ein solches der Induktion verwandelte — eine Umwandlung, die nur unter dem allgemeinen philosophischen Interesse an ihr so rasch und entscheidend einsetzte —, den Anlaß zur klaren Entfaltung der Mechanik als der Wissenschaft von der thatsächlichen Bewegung der Körper: und damit den Anstoß zu der unablässigen, bis heute fortgesetzten Entwicklung der positiven Naturwissenschaften. Denn indem die neue Mathematik das allgemeine Verständniß stetiger Bewegungen an sich wie in bestimmten Verhältnissen zu einander lehrte, war damit die Möglichkeit gegeben, in die Bewegungen der Körperwelt und die ihnen zu Grunde liegenden Gesetze forschend einzubringen: in der Mechanik wurde durch Stevin und Galilei neben der Statik der Alten jetzt die Dynamik entwickelt; und Newton verband die Kenntniß der neu errungenen Gesetze dieser Dynamik zur Erklärung der kosmischen Bewegungen. Und alsbald brachte die Kenntniß dieser Gesetze auch ein neues Leben in die bis dahin willkürlichen Phantasien anheimgegebener Wissenschaften der Physik und Chemie, deren Ausflühen dann späteren Zeiten die Möglichkeit gewährt hat, unter anderen Voraussetzungen in die Erforschung auch der biologischen Geheimnisse der Natur einzutreten.

Die Mathematik aber hatte mit dieser außerordentlichen Befruchtung, die von ihr auf die Behandlung der philosophischen Probleme wie die naturwissenschaftliche Forschung vornehmlich des siebenzehnten und achtzehnten Jahrhunderts ausging, die stolzesten Aufgaben allgemeiner Art, die ihr zufallen konnten, erfüllt. Sie wurde seitdem langsam immer mehr zu einer Wissenschaft neben den anderen Wissenschaften und spielte daneben eine besondere Rolle zunächst nur noch in dem Bereich der Naturwissenschaften. Es geschah, indem sie ihre generellen Probleme immer mehr denen der allgemeinen Logik annäherte, ihre Grundlagen erkenntnistheoretischer und psychologischer Bearbeitung unterwarf und sie in dieser schließlich als nicht in dem Sinne absolut erkannte, in dem sie die früheren Zeiten des Individualismus als absolut betrachtet hatten.

Diese zweite Bewegung begann schon früh. Während nämlich die speziellen mathematischen Studien ganz in der zunächst von der Arithmetik her erfolgenden Ausbildung der Analysis aufgingen und darunter die Entwicklung der konstruktiven Methoden der Geometrie vernachlässigt wurde, begannen die Philosophen allmählich eingehendere Untersuchungen über den

Begriff des Raumes. Und hier hielt man nun anfangs allerdings im Ganzen noch an jenen Vorstellungen fest, aus denen heraus sich die Auffassung gebildet hatte, daß die Mathematik das Vorbild einer deduktiven Wissenschaft sei, weil in ihr alle elementaren Voraussetzungen absolut gegeben seien: sei es nun, daß diese Elemente, wie Punkt, Linie und begrenzter Raum, als eingeborene, ja transszendente Bestandtheile unseres Geistes, als eine mythische Ideenwelt hinter der entsprechenden Welt der Erscheinungen gedacht wurden, sei es, daß man sie als erfahrungsmäßige, durch willkürliche Annahmen entstandene, doch nun konstant gewordene Abstraktionen aus den Dingen der sinnlichen Welt entwickelt betrachtete. So hat Descartes auf diesem Gebiete noch einen fast platonischen Realismus gelehrt. So hat Hobbes noch ganz an der Meinung von der willkürlichen Feststellung der Begriffe festgehalten. Allein darüber hinaus ging dann schon Kant. Indem er die Zeit dadurch in den Bereich dieser Betrachtungen mit einbezog, daß er die Zeitanschauung durch ihre Verbindung mit der Kategorie der Quantität den reinen Begriff der Zahl vermittelnd dachte, versuchte er, das angeborene Besizthum des Geistes auf die reine Raum- und Zeitanschauung zu beschränken. Innerhalb dieser Auffassung waren ihm die mathematischen Begriffe dann an sich Ergebnisse reiner Anschauung, aber zur Evidenz gebracht doch erst durch die Gelegenheitsursachen der äußeren Objekte: so daß die Anschauung des geometrischen Dreiecks, an sich apriorisch, doch erst durch Anschauung eines sinnlich gegebenen Dreiecks in uns hervortreten kann.

Was bei Kant gegenüber früheren Theorien gewonnen war, war die Auffassung, daß die mathematischen Grundvorstellungen nicht als begrifflich im Sinne etwa von Descartes oder auch Leibniz, sondern als anschaulich zu verstehen seien. Freilich war diese Anschauung nach Kant apriorisch. Aber die spätere Zeit hat sehr bald auch diesen apriorischen Charakter aufgelöst. Auf Grund der Lehren Humes, unter gelegentlichem Zurückgreifen bis auf Hobbes, wurde der rein empirische Charakter der Anschauungen behauptet in der Art, daß man sie als aus den sinnlichen Dingen abstrahirte Hypothesen, nicht als Gewisheiten betrachtete. Und der Nachweis hierfür wurde auf unmittelbar anschaulichem Wege versucht, indem man sich zu zeigen bestrebte, wie im primitiven Bewußtsein durch gedachte Bewegungen eines Punktes, einer Linie, einer Ebene zunächst die geometrischen Gebilde, auf Grund anderer Vorstellungsgänge auch die Zahlenbegriffe als allgemein einleuchtende Hypothesen entstanden seien.

So erschien denn der Charakter der Mathematik als einer absoluten Wissenschaft gründlich zerstört. Und gleichzeitig begann auch ihre Auffassung als einer besonders sicheren, über die Logik hinaus absoluten Methode dadurch beseitigt zu werden, daß man sie immer mehr der Logik selbst einverleibte.

Die Entwicklung vollzog sich hier sehr einfach von dem Momente her, daß die Geometrie und Arithmetik seit dem sechzehnten und siebenzehnten Jahrhundert in die eine allgemeine Mathematik der Größen verwandelt worden waren. Von hierher war es leicht, falls die allgemeinen Voraussetzungen dazu sonst schon im Denken der Zeit enthalten waren, aus der intimsten Verschmelzung der Zahlen- und Ausdehnungslehre eine abstrakte Mannichfaltigkeitlehre oder Lehre von den Formen hervorgehen zu lassen. Es geschah im neunzehnten Jahrhundert, nachdem seit der verhältnißmäßigen Vollendung der Analysis im achtzehnten Jahrhundert und in Folge der Impulse der philosophischen Studien über den Charakter des Raumes eine neue Blüthe der Geometrie eingetreten war: so daß Analysis und Geometrie, nun etwa auf gleicher Höhe der Entwicklung stehend, ganz besonders wieder um zu einer weiteren Integration der ihnen zu Grunde liegenden Begriffe aufforderten. Zudem aber, seit den vierziger Jahren etwa des neunzehnten Jahrhunderts, diese abstrakte Mannichfaltigkeitlehre durchgebildet ward, erschien der Uebergang der mathematischen Wissenschaft in den formalen Theil der Logik vollzogen.

Leipzig.

Professor Dr. Karl Lamprecht.



Dr. Miranda in Konstantinopel.

Der Sultan, Barend, ist zweifellos der ärgste aller Tyrannen. Versuche nicht, ihn zu vertheidigen. Wenn Du erfahren haben wirst, wie er mich verkannt und erniedrigt hat, wie er — Du magst Dich darüber wundern, aber ich schwöre Dir, daß es die Wahrheit ist — sich geweigert hat, mir die dreitausend türkischen Pfund auszuzahlen, die wir als Honorar vereinbart hatten, dann wirst Du sicherlich meine Verachtung theilen.

Es war im Jahr 18.., als mich die Dohe Pforte aufforderte, eine Woche vor den großen Hasten nach Gildiz-Kiosk zu kommen, um mich dort mit dem Leibarzt zu berathen. Ich hatte mich in Konstantinopel in dem europäischen Viertel als Arzt niedergelassen, aber ich kümmerte mich wenig um meine Praxis, da ich es mir zur Aufgabe gestellt hatte, die Hunde zu studiren. Die Hunde sind dort die großen Stadtreiniger; allen Schmutz und allen Abfall, der auf die Straße geworfen wird, schlängen diese Thiere herunter; und ich begann nun, zu untersuchen, wie es kam, daß sie nicht krank wurden durch Stoffe, die, in den menschlichen Magen verpflanzt, unmittelbar tödtlich wirken würden. Nach vielen Experimenten entdeckte ich, daß nicht der Magen, sondern die Leber und namentlich die größere Abscheidung der Galle bei den Hunden die Ursache hiervon ist. Die Galle ist ein antiseptisches Mittel, die Gallenblase der große innwendige Desinfektion-Apparat in dem thierischen Organismus und nach meiner Erfahrung

sind die meisten Magenkrankheiten auf eine schlecht funktionierende Leber zurückzuführen. Die offizielle Wissenschaft erkennt Das nicht an. Das ist ja auch nicht weiter wunderbar. Du verstehst: wenn die Aerzte die Magenkrankheiten in ein paar Wochen durch eine rationelle Leberbehandlung kuriren könnten, so müßten sie auch ihre Liquidation entsprechend verringern; und Das kannst Du mir glauben, mein lieber Barend: die gewöhnlichen Aerzte sind kaum etwas Besseres als Rezepthändler. Je mehr Die Einem anschnüriren können und je theurer, desto besser. Mein großes Werk über die Galle wirst Du in meinen Papieren finden, wenn ich mich dem großen, stillen Freunde Aeskulaps, dem Bruder Tod, anvertraut haben werde, und ich denke schon jetzt mit Freude an all die Kniffe, die der Verleger anwenden wird, um meinen Erben das Honorar zu kürzen. Barend, Dir erteile ich den Auftrag, einen Verleger ausfindig zu machen, der sein Fach durch und durch versteht. Welche erhabene Sache nehme ich dann an meinen Erben, indem ich sie einem Verleger ausliefern! Sie sollen wissen, daß sie mich Zeit meines Lebens verkannt haben all die lieben Nichten und Nessen! Sie sollen von meinem Ruhm hören und doch nicht den geringsten materiellen Vortheil daraus ziehen können.

Also ich ging nach Hildiz-Kiosk und wurde vom Sultan in persönlicher Audienz empfangen. Der große Herr am Goldenen Horn hatte erfahren, mit wie lebhaftem Interesse ich das Treiben der Hunde beobachtete, und darauf den Wunsch geäußert, mit mir über den Gesundheitszustand der Frauen seines Harems zu sprechen. Drei seiner Favoritinnen waren an den Pocken erkrankt, und obgleich es seinem Leibarzt Al Rahommed Gazan gelungen war, ihnen das Leben zu erhalten, waren die drei Frauen doch pockenmässig geblieben. Wie sehr der Sultan auch die Dreikunst seines Leibarztes bewunderte: er wollte die drei Favoritinnen nicht mehr im Harem dulden und hatte sie deshalb an seinen ersten Minister, seinen Staatsrath und seinen zweiten Schatzmeister verheirathet. Al Rahommed Gazan, der neue Pockenfälle und besonders auch neue Verheirathungen fürchtete, da er selbst noch unverheirathet war, hatte dem Sultan von meinem großen Wissen gesprochen. Das hatte mir die Ehre der Audienz verschafft.

Ich schlug dem mächtigen Beherrscher der Gläubigen vor, die Frauen in seinem Harem impfen zu lassen. Dieser Vorschlag leuchtete Al Rahommed Gazan ein und der Sultan gab seine Zustimmung. Bis jetzt hatte aber noch niemals ein Ghaur, ein verächtlicher Franke, die Schwelle des Harems überschritten und der Sultan wollte mir den Zutritt nur unter einer Bedingung gestatten, die ich nicht zu erfüllen wünschte. Ich bestand darauf, zu den Frauen gelassen zu werden. Ich will es nur ehrlich gestehen: meine Neugier trieb mich dazu, diese außergewöhnliche Gelegenheit nicht unbenuzt vorübergehen zu lassen. Langwierige Unterhandlungen folgten. Die türkische Diplomatie, die wegen ihres passiven Widerstandes berüchtigt ist, wandte alle Mittel an, die ihr zu Gebote standen, um mich zu bewegen, die Frauen zu impfen, ohne den Harem zu betreten. Anfangs wünschte man, ich solle einen der Eunuchen das Impfen lehren, ihn die Pymphe verschaffen und dann die Impfung überwachen. Ich antwortete, daß ich mich als Arzt weder für die Folgen noch für die günstige Wirkung der Impfung verbürgen könne, wenn ich die Patientin nicht selber sähe und untersuchte. Darauf theilte man mir mit, die Frauen würden verschleiert und maskirt, jede unter

der Aufsicht von zwei Eunuchen, eine nach der anderen zu mir kommen, um in meinem Hause geimpft zu werden. Den Frauen sollte bei Todesstrafe verboten sein, vor, während oder nach der Operation ein Wort zu sprechen. Ich weigerte mich abermals und betonte, daß ein Arzt, der keine Gelegenheit habe, sich mit seinem Patienten zu unterhalten und ihm Fragen zu stellen, auch nicht berechtigt sei, irgend eine Verantwortlichkeit zu übernehmen.

Endlich wurde mir die Erlaubniß ertheilt, Fragen zu stellen; aber die Frauen sollten verschleiert bleiben. Ich antwortete höflich, aber bestimmt, daß ich ihre Zungen sehen müsse, um mich von ihrem allgemeinen Gesundheitszustand zu überzeugen und die Stärke und die Quantität der Lymphe danach einzurichten.

Die Junge wurde gestattet. Man würde in den Schleier eine kleine Öffnung machen, durch die sie die Zunge strecken könnten. Ich antwortete, Das genüge mir nicht; ich müsse den Puls fühlen und, falls es sich als nöthig erweise, die Patientin auch auskultiren. Deshalb erbäte ich die Erlaubniß, die Patientin sich so weit entkleiden zu lassen, wie es mit den Forderungen der Wissenschaft, der strengen, eristen, heiligen Wissenschaft, die nicht mit beschränkten Begriffen von Sitten und Sittlichkeit rechnen könne, in Einklang zu bringen sei. Darauf wurden die Unterhandlungen abgebrochen. Aber nur scheinbar. Ich kannte die türkische Diplomatie, that, als müßte ich auf meinen Forderungen bestehen, und fuhr fort, Humde zu vivisectiren.

Da bekam ich, nach Ablauf von zwei Monaten, den Besuch des Großveziers, der mir hundert türkische Pfund bot, falls ich die Unterhandlungen wieder aufnehmen wolle. Entrüstet schickte ich den Mann fort, nachdem ich ihm mitgetheilt hatte, daß wir europäischen Aerzte zu hoch ständen, um uns auf „Balschisch“ einzulassen. Acht Tage darauf kam der erste Schatzmeister zu mir und bot mir dreihundert türkische Pfund, falls ich mich zu der Impfung entschließen wolle. Auch diesen Großwürdenträger setzte ich an die Luft, — wo er seinen Balschischantrag noch auf fünfhundert Pfund erhöhte. Ich wunderte mich nicht über diese Freigebigkeit, da ich wußte, daß es einem türkischen Schatzmeister auf ein paar hundert Pfund mehr oder weniger nicht ankommt; er steckt seine Hände eben ein Bißchen tiefer in die Taschen der Steuerpflichtigen. Aber schon am nächsten Tage erschienen drei andere Großwürdenträger bei mir, der Reis Effendi, der Kiaia Bey und der Tersom Emin, die mir Balschisch anboten, wenn ich nur impfen wolle.

Bis jetzt hatten sie mir Alle bei dem Barte des Propheten geschworen, sie kämen aus eigener Initiative; doch der Bart des Propheten ist lang und stark und bei dem ersten Meinelb eines Mänbigen fällt ihm noch kein Haar aus. Ich vermuthete, der große Badischah habe seinen ganzen Divan beauftragt, mir einmal tüchtig auf den Zahn zu fühlen. Dann, nach drei Monaten, bekam ich den Besuch von N Mahommed Gazan selbst und der würdige Gelehrte sagte mir, warum all die hohen türkischen Autoritäten sich um ein so verdächtliches Wesen, wie ein fränkischer Arzt es ist, so eifrig bemüht hatten. Die Pocken waren wieder im Harem ausgebrochen. N Mahommed Gazan hatte die Patientinnen geheilt, aber sie waren pockenmarbig geblieben und wiederum hatte der Sultan sie an seine Staatsbeamten verheirathet. Die aber waren von der hohen Ehre nur halb entzückt. Eine Schönheit aus dem Harem des Großherrn war ihnen in normalen Zeiten

höchst willkommen; jetzt aber schien es fast, als sollten alle ersten Staatsbeamten mit einer blatternarbigem besseren Hälfte beglückt werden. Die Besuche der Besucher waren die letzten Versuche Verzweifelter gewesen, die der bedenklichen Ehre, Gatte einer blatternarbigem Sultan-Favoritin zu werden, gern entgegen wollten. Jetzt würde Al Mahommed Gazan selbst an die Reihe kommen. Er hatte den fürchtbaren Augenblick so lange wie möglich hinausgeschoben, denn in dem Reich des Bosphorus weiß man nichts von platonischer Philosophie und der Sultan verlangt, daß man durch eine große Nachkommenschaft beweise, wie ungemein man die hohe Ehre schätze, eine Frau zu besitzen, die er einst in Gnaden auserlor. Al Mahommed Gazan, der rathlos war, hatte schon sechs an den Becken erkrankte Haremsfrauen, die, falls sie geheilt würden, ihm als Gattin zugewiesen werden sollten, dem großen stummen Freund aller Aerzte als ewige Braut geschenkt; so aber ging es nicht weiter. Man ist nämlich im Reich des Halbmondes praktischer als in dem angeblich praktischen Abendlande. Für jeden Patienten, der unter den Händen des Leibarztes bleibt, wird ihm ein Theil seines jährlichen Gehaltes abgezogen; und wenn in einem Jahr sieben Patienten sterben, verliert der Arzt seine Stellung und ihm wird verboten, künftig überhaupt noch zu praktizieren. Es wäre im Interesse des Allgemeinwohles zu wünschen, daß diese nützliche Einrichtung auch in Europa Eingang fände. Der Leibarzt fiel mir zu Füßen und flehte mich an, ich möge doch nachgiebig sein und ihm helfen. Als äußerste Konzeßion würde der Sultan mir die Erlaubniß gewähren, die Operationen in den Räumen des Harems zu vollziehen. Die Frauen würden hinter einem Vorhang stehen und mir ihre Arme, Beine und was ich sonst noch zu setzen für nöthig erachtete, durch eigens dazu angebrachte Oeffnungen zeigen. Der Arzt sollte meine Fragen und ihre Antworten übermitteln und mich über den Allgemeinzustand der Patientinnen unterrichten.

„Und wenn ich mich weigere?“

Der türkische Arzt seufzte tief und sagte dann: „Nur eine Frau ist noch übrig, die ich zu behandeln habe; wenn ich trotz allen Hülfsmitteln meiner Wissenschaft auch Diese der grausamen Umarmung des Todes nicht zu entreißen vermag, also auch nicht der hohen Ehre theilhaftig werden kann, sie zu umarmen, die einst die Ehre hatte, vom Sultan mit Wohlgefallen angesehen zu werden, dann werde ich schmachlich weggejagt und die erste geheilte Pockenranke der neuen Siebenzahl wird meinem Nachfolger als Gattin zugewiesen. Und ich fürchte sehr, daß es mir nicht glücken wird, die siebente Patientin zu heilen.“

Hier stand also das Leben einer Frau auf dem Spiel. Ich habe, trotz meinem Beruf, wie seltsam es Dir auch erscheinen mag, mir eine große Ehrfurcht vor dem menschlichen Leben bewahrt und glaube, daß meine Kollegen mir gerade deshalb immer einen Stein in den Weg gelegt und mich geschmäht haben. Hier galt es, ein Menschenleben zu retten, — und so gab ich denn nach.

Wiederum arbeitete ich einen Bericht an den Sultan aus und erhielt darauf die Erlaubniß, unter den Bedingungen, die Al Mahommed Gazan mir mitgetheilt hatte, die Frauen im Harem zu impfen. Am festgesetzten Tage erschien ich in Yildiz Kiosk, wurde nach den Haremspalästen und dort in einen Raum geführt, wo ein großer Teppich hing, der mit Löchern der verschiedensten Größe versehen war. Die erste Frau streckte ihre Zunge durch eins der kleinsten

Vöcher. Es war eine große, schwarze, dicke Zunge und ich empfand nicht die geringste Neigung, noch mehr von einer Frau zu sehen, die eine solche Zunge hatte. Durch das selbe Loch zeigte sie mir einen kleinen Theil des Armes; ich stach mit meiner Lancette die nöthige Anzahl Vöcher hinein und impfte dann. Die zweite Frauenzunge und der zweite Frauenarm waren nicht weniger häßlich. Bei der dritten Frau wünschte ich, einen Theil der Hüfte zu sehen. Vor einem der gedeheren Vöcher wurde ein kleiner Theil der Hüfte gezeigt, einer sehr plumpen Hüfte; ich lernte die Verzweiflung der unverheiratheten Staatsbeamten allmählich begreifen. So häßliche, ungraziöse Weiber, — und noch podennarbig dazu: die Ehre einer solchen Verbindung ward wirklich gar zu theuer bezahlt.

So wurden mir zwölf Frauen gezeigt; richtiger: zwölf Zungen, zwölf kleine Theile des Oberarms oder der Schulter oder der Hüfte. Al Mahommed Gazan wandte den Blick nicht von mir. Er verfolgte alle meine Bewegungen; und als ich später heimkam, bemerkte ich, daß man mir vier mit Nymphe gefüllte Glasröhren entwendet hatte.

Am nächsten Morgen theilte mir Al Mahommed Gazan mit, daß meine Hilfe nicht mehr verlangt werde, da er künftig die erforderlichen Operationen selbst vornehmen werde. Der Schurke hatte mir die Handgriffe abgesehen und meine Nymphe gestohlen. Sofort eilte ich zum Sultan und beschwerte mich.

„Hm“, sagte der Sultan; „glaubst Du denn, daß Du mit Deinen Augen, den Augen eines sittenlosen Franken, jemals meine Frauen ansehen darfst? Deine Blicke würden sie entweihen.“

„Großmächtiger Herr“, antwortete ich, „ich habe doch schon mehr von ihnen gesehen als jemals ein Franke vor mir.“

„Du irrst! Du hast hinter den Oeffnungen des Teppichs nicht meine Frauen gesehen, nicht einmal ein Atom ihrer schönen weißen Leiber. Hinter dem Teppich standen meine Eunuchen. Du hast ihre Zungen gesehen, in ihre Hüften, Arme, Schultern gestochen . . . Und jetzt gehe hin, verlasse diese Stadt binnen des Omalts oder der neue Mond wird Dich sehen, wie Du Dich selbst noch nie gesehen hast: ohne Kopf. Du verdienst eine harte Strafe, Unwissender Du, der eine Männerzunge nicht von einer Frauenzunge zu unterscheiden vermag. So hat doch endlich eine Frauenzunge etwas Gutes bewirkt, — freilich nur, weil sie eben nicht da war: sie hat Deine Unwissenheit offenbart. Aus meinen Augen, der Du glaubst, ein Sultan könne Frauen lieben mit Zungen, Armen, Schultern und Hüften, wie die sind, die Du geimpft hast!“

Das ist der Grund, Barond, warum ich Konstantinopel verlassen mußte. Wahrlich: die türkische Diplomatie ist durchtrieben; denn glaube mir, die eigentliche Ursache, warum der Sultan mich fortjagte, war nicht meine geringe Meinung von seinem Geschmack im Punkte der Liebe, — nein: da er mich so schmähdlich aus seinem Reich trieb, konnte er viertausend Pfund Honorar in der Tasche behalten. Nicht bezahlen, was man schuldig ist: Das, mein junger Freund, ist im Grunde der Endzweck aller Diplomatie . . .“

An jenem Abend sprachen wir nicht mehr viel, sondern lernten nur schweigend unsere Gläser, er, der große Bekannte, und ich, der große Vertraute.



Der Krach des Kunstgewerbes.

Mit harten und ehrlichen Worten soll eine Angelegenheit deutscher Kultur hier angefaßt werden, die von der allergrößten Bedeutung für die Entwicklung unserer Lebensformen ist: die Zukunft des deutschen Kunstgewerbes. Allzu lange haben sich die Kritiker begnügt, Ausstellungen und den Darbietungen einzelner Künstler gegenüber ihre Stimmungen spielen zu lassen, Agitatoren eines neuen Stils zu sein, Propheten, die um der Zukunft willen die Gegenwart vergessen. Nun hat sich ein Schicksal erfüllt, das zwingt, die vagen Formen des Aesthetisirens zu verlassen und sich, auf die Gefahr, dem Einen oder dem Anderen ein klüchtiges Unrecht zu thun, mit den unerhörten Schäden der neuen Bewegung zu befassen. Denn nur so scheint es möglich, den großen Bankrott der deutschen dekorativen Kunst, der in einigen Jahren nicht mehr zu verhüten wäre, abzuwehren. Daß unsere neuen Lebensformen einen neuen Rahmen brauchen, daß wir die historischen Masteraden unserer Wohnungen nicht mehr ertragen können, daß die Errangenschaften der Malerrevolutionen in den letzten Jahren auch im Hausgewerbe wirksam, daß nach japanischem Vorbilde die Gegenstände täglichen Gebrauches von Kunst durchsetzt werden müssen, daß es keine Klust mehr zwischen Kunst und Leben geben darf: das Alles hat Jeder von uns unendlich oft gesagt. Schon ist man versucht, sich wieder auf den aristokratischen Charakter der Kunst zu besinnen und, wie es ja auch in England geschieht, mit einiger Geringschätzung auf Ruskins Ideen von einer Vereblung des ganzen Lebens, des ganzen Volkes herabzusehen.

Es ist betäubend: nun, da aus dem großen Gelächter, das die herrschenden Künstler dem neuen Kunsthandwerk noch vor einigen Jahren entgegengesetzt haben, nur eine große Mode geworden ist, da der neue Stil, l'art nouveau, now style, Sezession oder wie man das Ding beim falschen Namen nennen will, „in den allerweitesten Kreisen“ sich durchgesetzt hat, — nun sind wir glücklich so weit, daß die Besten des Volkes, die Besten der Künstlerchaft sich von dem Unjug zurückziehen beginnen, den Snobs, der Mode das Feld überlassen; und in wenigen Jahren werden die grünen Möbel, die hellfarbigen Stoffe, die neuen Metallgeräthe in den Winkeln der Kamischbazare stehen.

Geht man heute durch die Läden, die sich mit dem neuen Gewerbe befaßen, so kristallisiert sich bald aus dem ersten Eindruck einer überwältigenden Fülle die Erkenntniß heraus, daß unter all den schönen Dingen nichts Deutsches ist. Ich weiß: solche Verallgemeinerung ist ungerrecht. Ich weiß, daß Männer wie Otto Eckmann, Hermann Obrist, Berlepsch, Pantof und Kiemerschmid nicht einmal die Einzigen sind, mit denen man zu rechnen hätte. Aber ich weiß auch, daß die Werke dieser Männer im Betriebe nichts bedeuten gegen die Unmenge ausgezeichneter französischer, englischer, amerikanischer und österreichischer Objekte und gegen den ungeheuerlichen Kram deutscher Kamischwaare, imitirten und gestohlenen Zeugs, das die minder Bemittelten als „neue Kunst“ kaufen. Die Dinge liegen heute so, daß dem Bedürfniß des Publikums, sich mit Objekten, die aus der neuen Bewegung hervorgegangen sind, zu umgeben, eine starke Zahl von Künstlern entspricht, daß eine Lust am Neuen und, schätzt man noch manchen Anfängerarbeiten und dem Andrang zu den Gewerbeschulen, auch eine produktive Zeit für feine Talente gekommen ist; und dennoch der Zusammenbruch.

Ich spreche hier namentlich von Berlin. In anderen Ländern und Städten sind die Entwicklungen langsam vor sich gegangen. Die amerikanische Betriebsamkeit der großen Stadt hat viel verschlechtert; sie hat aber auch das Gute, daß man mit klaren Augen die Gefahren der Entwicklung voraussehen kann. Vor einigen Wochen hat ein flinker münchener Journalist ein Buch über München als Kunststadt von den verschiedensten Berufenen und Unberufenen zusammeninterviewt und sich darüber Belehrung zu schaffen bemüht, ob denn Berlin nun wirklich nächstens den Rang Münchens einnehmen werde. Aus den verschiedenen, mehr oder weniger unehelichen Antworten scheint mir nun das Eine herauszuklingen: es ist unleugbar, daß Berlin eine Centrale des Verkaufes und also des Verkehrs wird. Das darf man nicht unterschätzen. Die Vereinigten Werkstätten in München, die bei allen Fehlern der Organisation und bei aller Aermlichkeit und Einseitigkeit mancher ihrer Bemühungen dennoch ein gutes Niveau halten konnten und vor Allem einem Künstler wie Hermann Obrist eine — wenn auch beschränkte — Schaffenssphäre gaben, sind doch schon dadurch an einer weiten Wirksamkeit gehindert, daß gar kein Kaufbedürfniß vorliegt, daß einer Produktion von anständigem Rang ein lächerlich geringer Verbrauch gegenüber steht. In Berlin liegen die Dinge jetzt noch anders. Noch leben wir in der Zeit, da die Rahmenmacher und Blumengeschäfte mühsame Modernität zur Schau tragen und die Kaufhäuser von Keller & Meiner und Hirschwald mit riesigen Umsätzen arbeiten. Fragt man aber nach den Erzeugern der Waare, die da verschleift wird, so fehlen die Berliner. Niemand bemüht sich um sie; die wenigen guten Leute, die da sind, bekommen keine Aufträge und der vielgerühmte deutsche Patriotismus drückt sich höchstens darin aus, daß man das Fremde beschimpft, während im Lande selbst nichts geschaffen wird.

Sieht man nun aber davon ab, daß in Berlin selbst wenig — seit Eckmann schwer darniederliegt, fast gar nichts — geleistet wird, schiebt man überhaupt für einen Augenblick die ganze Frage des Ursprungs bei Seite und bekümmert sich nur um den absoluten Werth Dessen, was in Berlin gekauft wird, so faltet man traurig die Hände. Ich fürchte, Alle, die seit Jahren im Kampf um die neue Kunst standen, werden die Zeit noch erleben, da die Geschmacksvollsten sich wiederum italienische Renaissancezimmer nach historischen Vorbildern getreu kopiren lassen werden, weil es unmöglich wird, ohne den stärksten Aufwand von eigener Zeit und Kraft ein anständiges Stück neuen Kunsthandwerkes zu erlangen. Eine erschreckende Armsüßigkeit der Formen und Motive beginnt einzureißen. Jede Linie wird totgehebt, jedes Ornament, das aus dem Charakter der textilen Kunst, um ein Beispiel zu nennen, herausgewachsen ist und da seinen Werth hat, wird von plumpen Händen aufgegriffen, äußerlich als Ornament Erzeugnissen fremder Technik aufgelebt, — und so geht das Werthvollste an der ganzen neuen Kunst allmählich verloren: die Gehelichkeit. Zählt man dann aber zusammen, was in Europa und Amerika in den letzten Jahren geleistet worden ist, so kommt man zu dem Ergebnis, es sei ungemein viel. Fragt man im Besonderen nach der Entwicklungsfähigkeit, so scheint eine reiche Möglichkeit gegeben. Doch forscht man in sich nach den Hoffnungen, die, wird es nicht anders, in Deutschland für den neuen Stil vorhanden sind, so wird man recht traurig.

Hier könnte man mir einen Widerspruch vorwerfen; die Leute vom Fach

sogar einen doppelten. Sie werden sagen: das Alles sind ja nur die Ergebnisse einer mangelnden Kraft, die Kampfzeit zu überstehen, einer Unsicherheit. All diese Schrecknisse gab es in jeder Zeit neuer Stilbildung. Und mit einem Wackeln über den Thoren, der so pessimistische Töne anschlägt, werden sie mir entgegenhalten, daß ich selbst sehr oft in den vergangenen Jahren von der künstlerischen Kraft dieses oder jenes Menschen gesprochen habe und daß ich auch zu denen gehöre, die immer wieder den neuen Stil propagiren. Der Schein des Widerspruchs ist schnell beseitigt. Die Künstler unterschätzen die Wichtigkeit ökonomischer Fragen. So lange es galt, Forderungen zur allgemeinen Kenntniß zu bringen, Vorurtheile zu zerstören, konnte der Kritiker jeden Ansay freudig begrüßen und über Abweichungen vom Wege mit leisen Worten hinweggehen, da ja das erste Ziel war: die Grundzüge der neuen Art zur Geltung zu bringen. Das ist nun geschehen. Jetzt aber bedrängen uns neue Sorgen.

Es war von Anfang an ein Irrthum einiger Künstler, zu meinen, daß man einen neuen Stil aus einer Erkenntniß des Intellektes, aus einer künstlerischen Sehnsucht heraus mit Bewußtsein schaffen könne. Ein Stil bildet sich; aus tausend Darbietungen, aus hunderttausend Emanationen der künstlerischen Kräfte einer Zeit bleiben die stärksten bestehen, werden die kräftigsten in den alten Formenschatz einverleibt, setzen sich durch. Was das Wesen eines Volkes in einer bestimmten Zeit am Klarsten ausdrückt, Das gilt als der Stil dieser Zeit und herrscht dann weit über diese hinaus durch seine künstlerischen Potenzen. Deshalb sind die französischen Stile so lange auch in anderen Ländern herrschend geblieben. Richtig hatte man erkannt, es sei widersinnig, ein Leben von elektrischer Behendigkeit und moderner Nervosität in einem Zimmer zu verbringen, dessen Luft der Hauch vergangener Jahrhunderte unwitterte. Das wußte Goethe schon, als er zu Eckermann sagte, daß die Nummereien solcher archaisirenden Wohnungen von der verderblichsten Wirkung seien; denn da sich der Mensch an eine falsche Umgebung gewöhnt, neigt er auch dazu, seinem Charakter Maskeraden zu gestalten. So war es sicherlich gut, daß wir am Ende des neunzehnten Jahrhunderts sagen durften: Jedes Land muß seinen Stil haben, jede Generation ihren besonderen künstlerischen Ausdruck, das Leben jedes Standes seine Räume und jeder eigene Mensch sein eigenes Interieur, das sein Wesen, seine Stimmung, seine Beschäftigung eben verlangt. Und zu dieser Forderung kam eine zweite: der Anspruch auf Ehrlichkeit des Kunsthandwerkes. Der Bau eines Geräthes sollte sichtbar, kein Material mehr verfälscht werden, auch im Detail sollte nichts Unehrlisches mehr den Menschen umgeben. So entstand die Schönheit der Werkform; und Künstler, deren Wesen sonst den größten Gegensatz bildeten, idealistische Engländer und schwärmende Franzosen, reichten dem fanatischen Belgier Ban de Velde die Hand. Die Entdeckung der Farbe war das dritte Element der Fruchtbarkeit. Wir wagten, eine Volkskunst zu fordern. Wir wollen sie noch heute. Bücher über die Renaissance unserer Zeit wurden geschrieben; vage Prophezeiungen ohne das leiseste Fragezeichen. Von Zeit zu Zeit sieht man die Abbildungen vortrefflicher Wohnräume von dem und jenem Architekten und Maler für einen anderen Architekten und Maler oder einen Millionär angefertigt. Eine populäre Kunst aber giebt es nicht. Über selbst wenn man die nur allzu berechtigten

Forderung nach einem Stil für den Arbeiter und den kleinen Mann einen Augenblick lang vergißt und nur fragt, ob wir denn auf dem Wege sind, ein neues Kunsthandwerk für den Bürgerstand zu bekommen, so fällt die Antwort vernehmend aus. Man gehe nur einmal in die Geschäfte, die in Berlin moderne Möbel ausstellen, und frage nach den Preisen. Man erkundige sich bei irgend einem Menschen mittleren Vermögens nach den Erfahrungen, die er gemacht hat, als er ein modernes Zimmer haben wollte. Ungeheure Preise wurden ihm abverlangt; und schließlich hat er beim guten Fabrikanten ein Kompromißzimmer bestellt.

Das Wesentlichste an der ganzen neuen Bewegung war, daß aus billigem Material durch künstlerische Linien und Formen, durch leichte Farben Gutes geschaffen werden sollte. Die besten Werke dieser neuen Bewegung zeichnen sich dadurch aus, daß sie einfach und spottbillig herzustellen sind. Die neue Bauform hat in vielen Fällen die Kistentischlerei zum Vorbild genommen. Man arbeitet nicht mehr mit schweren Füllungen, sondern mit leichten Wänden; die neue konstruktive Technik hat nicht nur graziosere Linien gebracht, sondern auch die Möglichkeit, der Verschwendung des Materials ein Ende zu machen. Und hier fing die Unehrllichkeit an. Diese mit den billigsten Mitteln herzustellenden Objekte wurden künstlich vertheuert. Die dünnen Sessel kosteten mehr als die schweren Renaissance-Stühle, die leichten Papiertapeten, in unserer Zeit des vervollkommenen Farbendruckes um ein paar Pfennige herzustellen, wetteiferten im Preis mit den schwersten Erzeugnissen der Renaissance. Die Folge blieb nicht aus. Die Händler selbst, von der Unsicherheit der Preise, die der Erzeuger forderte, beirrt und verleitet, nannten ihren Kunden wieder Märchenpreise. Das Publikum verlor vollständig die Schätzung, wußte nicht mehr, ob es überwortheilt sei oder nicht, und kam schließlich — man kann es ihm nicht verübeln — auf den Verdacht: Das Alles sei Spielerei, ein Luxus, nichts, was wirklich mit der Gestaltung unseres Lebens zu thun hat.

Ich will die Schuld nicht den einzelnen Fabrikanten und Händlern zuschreiben, trotzdem die Meisten von ihnen schlimm gesündigt haben. Die unsolide Preisbildung ist nicht nur die Folge maßloser Gewinn gier, sondern auch einer thörichten Art, zu produziren und Geschäfte zu machen. Die wichtigsten Grundsätze des modernen Kunsthandwerkes wurden mißverstanden und mißbraucht. Die Maschine wurde verachtet; und gerade sie sollte doch dem neuen Stil den Sieg erobern. Zu allen Zeiten gab es eine Amateurleidenschaft, die die *pièce unique*, den nur in einem Exemplar vorhandenen Gegenstand, besonders hoch schätzte. Solche Schätzung eines Kunstgegenstandes, an dem noch die Hand des Meisters sichtbar scheint, ist durchaus berechtigt. Es hatte seinen guten Sinn, wenn man einem Glas Tiffany's oder Gallés nachrühmte, kein zweites habe die selbe Form. Denn damit war gesagt: nur durch eine besondere Verbindung von Kunstfertigkeit und Zufall entsteht ein besonderer Gegenstand. Es ist auch nicht unvernünftig, wenn Einer sagt: Ich will nicht, daß meine Einrichtung in einem zweiten Exemplar angefertigt wird und irgend einem anderen Menschen dient; denn mein Zimmer ist ein so getreuer Ausdruck meines Wesens, daß es einem Anderen gar nicht dienen kann, daß es für ihn eben so sehr Nummernschanz und Maskerade ist wie für unsere Zeit im Allgemeinen der Kokostül. Eine Thorheit aber ist es, dieses Prinzip aus Geschäftsgründen, um die Preise zu strigern,

nun auf jeden Gegenstand anzuwenden. Wenn es von einer Bronze, die nach einem fertigen Modell gegossen und fast immer von fremder Hand ciselirt wird, heißt, sie müsse mehr kosten, denn sie solle nur in zehn Exemplaren vorhanden sein, so wird die Unwissenheit des Käufers mißbraucht und nicht Kunstgeschmack, sondern Progreerei gezielt. Aber jeder Händler versichert, er müsse, wenn zwei oder drei Stücke verkauft sind, ein neues Modell haben; und so wird der Preis, da ja die Herstellung des Objectes sehr theuer ist, unsinnig hoch. Und eine zweite Folge ergiebt sich sofort. Der Erfinder ist nicht reich genug, um immer Neues produziren zu können. So wird ein Motiv unzählige Male verwerthet; geringe Varianten werden gemacht, die Kosten zwar erhöht, das Ergebniß aber nicht verbessert und statt einer guten Form beherrschten den Markt zehn schlechte. Das ist der Nachtheil für das Publikum; auch für den Künstler bleibt er nicht aus. Der Fabrikant kommt allmählich zu der Ansicht, daß es mit der Phantasie und den Einfällen der Künstler nicht so weit her ist; er läßt sich, mit der eigenthümlichen Geschäftsmoral, die wir trotz Patenten und Musterrecht noch immer haben, von irgend einem kleinen Zeichner seine Vorlagen und Modelle ruhig weiter variiren und entwehnt sich nach und nach, ein Original zu bezahlen. Er hält den Studio oder eine deutsche Kunstzeitschrift und kopirt nun Englisches oder Oesterreichisches, wie er früher Renaissance, Barock und Empire aus den Vorlagebüchern abpausen ließ. So werden die Preise, die man dem Künstler zahlt, immer geringer; schließlich ist gar kein Verhältniß mehr zwischen dem Preis des Objectes und dem Werth des Entwurfes. Die jungen Künstler werden jämmerlich bezahlt, gerathen allmählich entweder als Fabrikzeichner ins Rutschen oder wenden sich von dem schlecht lohnenden Kunsthandwerk ab. Die Aelteren helfen sich auf andere Weise. Da ein Architekt nicht darauf rechnen kann, seinen Entwurf mehr als einmal ausgeführt und bezahlt zu sehen, dieser Entwurf trotzdem aber sehr oft benutzt wird, so fordert der Künstler gleich für die erste Skizze so viel, daß durch das Architektenhonorar das Original zu einem Kaufpreis kommt, der weder dem Materialwerth noch dem Kunstwerth entspricht. Diese Behauptung wäre leicht zu erweisen. Die Künstler spüren auch schon die Wirkung; sie sind auf eine kleine Käufergruppe angewiesen. Nicht Kunst fürs Volk, sondern höchstens Kunst für Millonäre. Und dieses Ergebniß ist tragikomisch. Denn für so reiche Leute ist noch heute die italienische Renaissance oder einer der französischen Prunkstile ein eben so passender Ausdruck ihres Wesens und Rahmens ihres Lebens wie manche Neuheit eines Architekten, der sich nur mühsam in solche Sphäre hineinversetzen kann, da er von den Komfortansprüchen dieser Menschen nur wenig weiß. So entwickelt sich der Stil der Parvenus. Dazu aber brauchten wir wirklich keine Revolution.

Wie sieht es in Berlin aus? Ich habe keine Neigung, einen Kampfzug gegen die Händler Keller & Reiner und das Hohenzollern-Kaufhaus von Dirschwald zu führen. Erstens habe ich gegen den Großbetrieb gar nichts und zweitens scheint es mir immer unklar, von einem Geschäftsmann zu verlangen, er solle die Kunst fördern. Er will natürlich Geld verdienen; mit Kunstkräusen oder mit jeffersonistischer Namenswaare. Doch die beiden genannten Firmen beherrschen den berliner Kunstgewerbemarkt; und da ihr Einfluß mir höchst schädlich scheint, so überwinde ich den Widerwillen, in fremde Geschäfte hineinzureden. Die Herren

stellen aus, laden Kritiker zur Besichtigung und dürfen deshalb nicht klagen, wenn sie rücksichtslos kritisiert werden. Sie sind Zwischenhändler; nicht mehr von der guten alten Art der Kunsthändler, die kauften und verkauften, auch nicht nach dem Muster des Parisers Bing, der mit seinem Hause L'art Nouveau sich ganz in den Dienst der neuen Bewegung stellte, — nein: sie sind Kommissionäre. Was irgendwo geschaffen, von irgend einem Regensenten besprochen wird, Das wird als Fracht- oder Eilgut in die Potsdamer- oder Leipzigerstraße geliefert, da — nach mir unbekanntem Methoden — mit irgend einem Preis versehen und wartet nun des Käufers, den die Mode treibt, die ganz imaginären Kosten solchen Zwischenhandels zu zahlen. Kommt dieser Käufer nicht, so wird, wenn der Erzeuger noch ein Anfänger ist, es sich also gefallen lassen muß, der Gegenstand, nachdem er Monate lang herum gestanden und allen Reiz der Neuheit verloren hat, einfach zurückgeschickt; ist die Waare nicht in Kommission genommen, sondern fest gekauft, dann freilich muß man noch weiter warten. Vielleicht hilft's, wenn man den Preis abermals erhöht und es mit dem System des Terrorificens versucht; in einer Großstadt giebt es immer Leute, die kaufen, weil sie fürchten, für Idioten gehalten zu werden, sobald sie zeigen, daß ein sehr theurer, sehr moderner Gegenstand ihnen nicht gefällt. Ich habe erlebt, daß der selbe Gegenstand bei Keller & Meiner sechs, bei Dirschwald fünf — oder umgekehrt — und bei Wertheim nur vier Mark kostete. Ich habe unsinnig theure Bronzen gesehen, für die dem Erzeuger recht bescheidene Summen gezahlt waren. Bei Keller & Meiner wurden 250 Mark für eine wiener Bronze gefordert, die in vielen Exemplaren hergestellt wird und beim wiener Detailhändler, der ja auch schon seine Kosten decken und verdienen will, für 200 Mark zu haben war; dem Künstler selbst wurden für das fertige Exemplar knapp hundert Mark bezahlt. Mit den Möbeln ist's nicht anders. Immer wieder die Einbildung, gleich das erste Exemplar müsse Auslagen und Verdienst hereinbringen. Der Einwand: Wir verkaufen eben nicht mehr als ein Exemplar, beweist rein gar nichts; denn man verkauft eben nicht mehr, weil die Preise zu hoch sind. Das Alles ist nicht persönliches Verschulden der Händler, sondern Ergebnis ungesunder Verhältnisse. Wenn wir heute kein berliner Kunstgewerbe haben, so liegt es nicht daran, daß die Fähigkeiten fehlen, sondern daran, daß die Möglichkeit zur Ausführung und zum Betriebe nicht gegeben ist.

Doch ich wollte keinen Stabgefang anstimmen. Noch scheint Hilfe mir möglich; aber nur nach Ausschaltung des Zwischenhandels. Die Schätzung der *pièce unique* soll bleiben, doch da nur, wo sie am Platz ist. Vor allen Dingen ist zu bedenken, daß es sich nicht darum handelt, einen Stil für die Wohnungen der reichsten Leute zu finden. Wenn die dekorative Kunst auf unser Leben einen heilsamen Einfluß gewinnen soll, müssen gute Gegenstände billig hergestellt werden. Noch giebt es keine Kaffeetasse und kein Messer, kein Tischtuch und keinen Sessel neuen Stils zu mäßigem Preis; und doch ist modernes Geräth viel billiger als altmodisches herzustellen. Man muß die Maschinentechnik benutzen und eine neue Schönheit auch für die Möbel und Ziergeräthe finden lernen, wie man sie bei den Hochbahnbauten und elektrischen Betrieben gefunden hat. Man darf auch Theorie und Praxis nicht länger trennen, nicht den Zeichner zeichnen und den Fabrikanten ansführen lassen. Trotz allen schönen Worten

wird noch heute am Reißbrett gearbeitet und den Eingeweihten klingt es oft komisch, wenn er im illustrierten Blatt liest, daß nun der Künstler dem Handwerker verbündet sei. Wie häufig sieht der Architekt staunend, was für ein seltsames Ding aus seinem Entwurf geworden ist! Gemeinam muß gearbeitet, gemeinam muß verdient werden, nicht nur am Original, sondern an jeder Kopie. Die Wirkung wird sein, daß nicht mehr stets das selbe Thema rein äußerlich variiert wird und daß die Liebe zum Objekt, die alle guten Kunsthandwerker vergangener Zeiten auszeichnete, wieder erwacht.

Wer von individueller Auswahl spricht, kann nicht meinen, der Künstler solle sich hinsetzen, die Seele des Käufers studiren und ihm dann erst einen Raum bauen und schmücken. Die individuelle Prägung wird ja schon dadurch bestimmt, daß Jeder sich den Architekten und die Möbelform wählt, die seinem Wesen angemessen sind, und daß er innerhalb des gegebenen Rahmens durch den Zuwachs, den jeder Tag bringt, seinem Zimmer den Duft des Lebens und seines Schicksals mittheilt.

Mir scheint eine Organisation auf neuer Wirthschaftsgrundlage nöthig. Ich bin für den Großbetrieb, weil er allein die Möglichkeit zu Experimenten bietet und es ohne Experimente nicht geht. Man könnte an eine Kooperationsgenossenschaft von Künstlern und Kunstindustriellen denken, die das ganze weite Feld zu bebauen hätte. Nur fürchte ich, daß der heute, in der Kampfszeit, noch herrschende Fanatismus ein gemeinsames Arbeiten schaffender Künstler erschweren, wenn nicht unmöglich machen würde. Am Ende käme nichts heraus als eine Vereinigung von Künstlern und Geschäftsleuten, die das mir vorschwebende Ziel nie erreichen könnte. Das Beispiel der Münchener Werkstätten ist ungemein lehrreich. Gelingt es aber, die Leistungen der jüngeren Künstler, die jetzt fast immer weit vom Weg abirren, mit den Bedürfnissen des Publikums in Einklang zu bringen, dann werden wir eine jetzt noch ungeahnte Erneuerung der Formen erleben.

Der Plan der Organisation, die ich ersenne, könnte am Besten von einer kapitalistischen Genossenschaft angeführt werden, die weitherzig alles künstlerisch Werthvolle aufnimmt, den Künstler anständig honorirt und am Gewinn beteiligt und dem Publikum, ohne den falschen Nimbus eines ideal gedachten Unternehmens, zu angemessenem Preis Gutes liefert. Gerade jetzt ist eine neue Maschine erfunden worden, die solches Planes Ausführung erleichtern kann. Ich sehe alle Einwände voraus, die man mir machen wird. Idealisten und Realisten werden um die Wette den Plan tadeln — die Idealisten namentlich, daß er Kunst und Geschäft verquicken will — und Kunstverschleißer werden in ihm nichts Anderes sehen als ein Mandover mehr oder minder schmutziger Konkurrenz. Einerlei. Mir lag vor allen Dingen daran, einmal offen auszusprechen, wie der Ekel am „modernen“ Kunstgewerbe zu erklären ist, der gerade die geschmackvollsten Leute ergreifen hat; er hat nicht ästhetische, sondern ökonomische Ursachen und kann deshalb auch nur überwunden werden, wenn es gelingt, diesem Gewerbe eine neue Wirthschaftsbasis zu schaffen, die dem Künstler giebt, was des Künstlers, dem Käufer, was des Käufers ist. Wird der Versuch nicht gemacht, dann, fürchte ich, wird man bald allgemein von einem Krach des Kunsthandwerks reden.

W. Fred.



Die Prinzenreise*).

Dährend des spanischen Krieges hatte Deutschland allein von allen Mächten eine große Schlachtsflotte nach den Philippinen gesandt. Admiral Diederichs führte den Oberbefehl mit großer Schneidigkeit und nahm keine sonderliche Rücksicht auf amerikanische Hühneraugen. Diese und andere Vorfälle erzeugten in Amerika Verstimmung. Für die englische Diplomatie war Das eine prachtvolle Gelegenheit, nach altbewährter Methode gegen den verhassten Konkurrenten Michel zu hetzen. Der Erfolg war so überraschend, daß die englische Diplomatie ihren heyerischen Wirkungskreis über die ganze Welt ausdehnte. In Südamerika und China malte sie dem leichtgläubigen und eillen Onkel Sam den braven Michel in schwärzesten Farben als den Störenfried, dessen Hauptvergnügen darin bestehe, Onkel Sam fortgesetzt Knüppel zwischen die dünnen Beine zu werfen. Auch damit hatte England Erfolg. Das Feuerchen, das man in London eifrig geführt hatte, begann langsam, zu brennen, flackerte dann aber lustig. In Washington saßen brave Handlanger, die mit Inbrunst Oel in das Feuer gossen. Da war zunächst der treffliche Lord Pauncefoot, der englische Gesandte. Um ihn scharrten sich dienstfertig sämtliche Yingos und Deutscheunde der republikanischen Partei, Kriegssekretär Root, Staatssekretär Hay, Senator Hanna, Senator Depew, Senator Lodge und die sogenannte Marine-Loterie, die noch neuem und ihrer Meinung nach eben so wohlfeilen Vorber lechzte, wie ihn der Krieg gegen Spanien gebracht hatte. Ihnen gesellte sich noch Mr. Choate, der amerikanische Gesandte in London, ein erprobter Anglomane. Gegen diese deutschfeindliche Koalition hatte Herr von Holleben, der deutsche Gesandte in Washington, einen schweren Stand. Schon tauchte das unheimliche Wort Krieg in den deutschfeindlichen amerikanischen Zeitungen auf. Da entschloß man sich in Berlin zu den bekannten Veröffentlichungen und Prinz Heinrich ging auf die Reise. Es sollte ein politisches Ausstattungstück von blendender Pracht werden. In Deutschland arbeitete die

*) Als der Herausgeber hier zuerst sagte, er glaube nicht, daß die Reise des Prinzen Heinrich die Beziehungen zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten in irgend einem wesentlichen Punkt ändern werde, da wurde ihm unheilbare Zweifelsucht vorgeworfen und er ein Schwarzseher gescholten, der die erhabenen Intentionen deutscher Weltpolitik nun einmal nicht zu würdigen wisse. Die bitterbösen Dinge, die gerade in den größten amerikanischen Blättern, besonders im Herald, über den politischen ran gesagt wurden, las man entweder nicht oder ging mit eiligen Schimpfreden wider die Yingopresse darüber hinweg. Und nun vergleiche man, was eigene Anschauung Herrn Urban gelchert hat und was auch in diesem Heft wieder Plutus über die amerikanische Gefahr sagt. Beide Herren bekennen sich zu ganz anderen politischen Ansichten als der Herausgeber, denken aber nicht daran, der Reise eine irgendwie weiter reichende Bedeutung zuzuschreiben. Auch die vor ein paar Wochen noch Verauschten sind allmählich wieder nüchtern geworden, — bis zum nächsten Rausch, in den sie das nächste Spektakelstück sicher versenken wird. Ist es denn wirklich so schwer, einzusehen, daß „politische Beziehungen“ durch wirthschaftliche Interessen, nicht durch persönliche Artigkeiten noch durch allerlei liebenswürdige Launen determinirt werden?

offizielle Presse mit löblichem Eifer. In Amerika lag die Regie in den bewährten Händen des Herrn von Holleben. Ihn unterstützte begeistert Professor Hugo Münsterberg von der Harvard-Universität, der seit Jahren als offizieller Friedensengel zwischen Berlin und Washington schwebt und als politischer Schriftsteller von ansehnlichem Talent die Freundschaft zwischen beiden Völkern zu fittren sich bemüht. Die Staats-Zeitung war von vorn herein sicher; dieses wichtigste deutschamerikanische Blatt gehört ja längst zu der Presse, die mit Hilfe ihrer berliner Vertreter aus dem Auswärtigen Amt „Informationen“ bezieht. Die übrigen großen Zeitungen, namentlich im Westen, würden — Das wußte man — mit Freude Heeresfolge leisten. Rasch wurden noch alle Skeptiker als unverbesserliche Nörgler und alle Kenner des braven Onkels Sam als kurzsichtige oder böswillige Amerikafeinde angeschwärzt; und nun konnte Prinz Heinrich kommen.

Sein Aufenthalt hat Mancherlei zu Tage gefördert, was nur in Amerika möglich ist. Für den Durchschnittsamerikaner ist es von höchster Wichtigkeit, bei besonderen Festlichkeiten immer zu wissen, was sie gekostet haben. Kaum hatte Prinz Heinrich die ersten Feste mitgemacht, so hatte ein Blatt schon ausgerechnet, wie hoch sich die Ausgaben beliefen. Die Galavorstellung im Opernhaus, der Lunch mit den Dollarkönigen, das Diner mit den Generalen der Presse, das Bürgermeister-Diner, der Fackelzug der Deutschen, die Nacht-Taufe, die Kavallerie-Eskorte, der Sonderzug der Pennsylvania-Eisenbahn und allerlei Dekorationen hatten zusammen ungefähr 100 000 Dollars verschlungen. Damit ließ sich schon prögen. Maurice Grau, der Direktor der Oper, gestand mit lättem Lächeln, daß er mit seiner Galavorstellung über 40 000 Dollars „an Prinzen gemacht habe“. Auch andere Leute haben „an dem Prinzen Geld gemacht“; und dafür waren sie ihm natürlich dankbar. Bob Evans, einer der Sieger von Santiago, erklärte einem Reporter: „Der Prinz ist ein urgemüthlicher Mensch (a royal good fellow). Er ist Amerikaner, so weit ein Fremder es überhaupt sein kann“. Das ist nach der Ansicht des richtigen Amerikaners, der sich bekanntlich für die Blüthe der Menschheit hält, das höchste Lob. Und der ehrenwerthe Bürgermeister von New-York, Seth Low, sagte zu seinen politischen Freunden: „Ich bin während der letzten Tage so viel in prinziplicher Gesellschaft gewesen, daß es für mich ordentlich erstischend ist, wieder mal unter Vertretern eines freien Volkes zu sein. Und doch: hätte der Prinz das Glück gehabt, in diesem Lande geboren zu werden, so würde er die Bezeichnung eines höchst gemüthlichen Menschen (a jolly good fellow) verdienen.“ Dieses höchste Glück blieb dem Prinzen nun leider versagt; wenn der Mensch Pech haben soll . . . Dem Gouverneur von Minnesota wird nachgesagt, er habe den Prinzen nach der Vorstellung auf den Rücken geklopft und ihm kordial zugerufen: „Es würde mich freuen, wenn Sie mal nach Minnesota kämen, Sie und Ihr Bruder!“

Der Prinz ist, als star des Ausstattungsstückes, enthusiastisch begrüßt worden; besonders im Westen, wo das Deutschthum dichter, stolzer und mächtiger ist als in New-York. Die in Berlin „Maßgebenden“ scheinen eine Heidenangst vor einem allzu imposanten Hervortreten des deutschen Elementes gehabt zu haben. Das konnte die „reinen“ Yankees ja verschmücken! Prinz Heinrich hat aber wohl gemerkt, daß die Deutschen in den Vereinigten Staaten keine Quantité négligeable sind, und darüber hoffentlich auch seinen Bruder aufgeklärt.

Seine Rahnung, die Pflicht gegen die neue Heimath nicht zu vergessen, war überflüssig; oft wäre es leider nöthiger, an die Pflicht gegen die alte Heimath zu erinnern. Jedenfalls: die Reise hat dazu beigetragen, die Nachstellung der hier lebenden Deutschen zu stärken. Und sie hat ferner gezeigt, daß Deutschland den besten Willen hat, mit Amerika in Freundschaft zu leben.

Nicht hat von der Reise Niemand erwartet, der den Amerikaner wirklich kennt. Nur fromme Kinder Gemüther und die im Solde der Expediteure stehenden Gurraschreier bekamen das Kunststück fertig, als Hauptergebniß der Reise eine dicke Freundschaft zwischen Sam und Michel zu prophezeien. Sie weisen immer wieder auf die glänzende Aufnahme hin, die der Prinz gefunden habe. Dem Kenner von Land und Leuten ist damit gar nichts gesagt. Zunächst ist der Amerikaner ungemein gastfreundlich und stets bereit, sein Haus auf den Kopf zu stellen, um einen Besucher zu ehren. Wie begeistert wurden 1893 die Infantin Eulalia von Spanien, die Tante Alfonso's des Dreizehnten, und der Herzog von Veragua, der Nachkomme des Columbus, aufgenommen! Dem Herzog wollte man, vor Rührung darüber, daß sein Ahnherr so freundlich gewesen war, Amerika zu entdecken, sogar die Schulden bezahlen. Und doch hegte man schon damals gegen Spanien unfreundliche Gefühle wegen der Mißwirtschaft auf Kuba. Nicht minder begeistert wurde 1860 der Prinz von Wales, jetzt König Eduard VII. von England, aufgenommen. Robert B. Roosevelt, ein Verwandter des Präsidenten, später amerikanischer Gesandter im Haag, war damals Mitglied des Empfangsausschusses und hat neulich erst erzählt, die jungen Amerikanerinnen seien beim Anblick des Prinzen von Wales außer Rand und Band gerathen; der Barbier, der ihm die Haare schnitt, verkaufte ihnen die Locken des Prinzen für schweres Geld; auch das Wasser, in dem Albert Eduard sich gewaschen hatte, wurde auf Flaschen gezogen und an die Damen verkauft. Alles war entzückt von ihm, genau so entzückt wie jetzt vom Prinzen Heinrich. Und doch blieb die Stimmung der Amerikaner gegenüber England feindsällig bis zum Kriege gegen Spanien. Auch durch die Leistungen amerikanischer Nachschredner läßt sich der Kenner nicht täuschen. Die Loblieder auf Alles, was Amerika Deutschland schuldet, haben wir oft genug lächelnd gehört: am Morgen nach dem Festmahl sind sie wieder vergessen. Der Besuch des Prinzen war für die Menge eine offizielle Anerkennung Americas als jüngster Großmacht und wurde als Huldigung gern hingenommen. Und die hiesige Plutokratie jount sich mit Vorliebe in königlicher Gunst und glaubt, durch den Verkehr mit Prinzen zu Wirklichen Geheimen Aristokraten werden zu können. Den Zeitungen aber war der Prinz in erster Linie news, etwas Neues; die amerikanische Zeitung heißt nicht umsonst newspaper. Er war ihnen Lebensstoff, und zwar allerfeinster, für eine ganze Weile. Ein Schiffsbruch, ein Brand giebt höchstens zwei oder drei Extrablätter, allenfalls noch einige Spalten in der Morgenausgabe; Prinz Heinrich: Das reicht für zahllose Extrablätter. Das füllte selbst an Sonntagen die Spalten und bot Gelegenheit zu unzähligen Illustrationen. Ein glänzendes Geschäft. So Etwas stimmt auch das wildeste Jingo-Blatt mild und fast deutschfreundlich. Als das Geschäft nachließ, hatte der Prinz seine Arbeit gethan und konnte gehen. Statt der „Wacht am Rhein“ übte man wieder die deutschfeindliche Jingo-Melodie The Dutchmen be damned! Der Prinz war

nach nicht in Plymouth angekommen, da begann die fröhliche Deutschenhege von Neuem. Herr von Holleben und Professor Münsterberg wurden vom „Herald“ als Spione der deutschen Regierung gebrandmarkt und das „Journal“ hegte fleißig mit. Des Prinzen Liebendwürdigkeit, hieß es, sei nur Komödie gewesen; an Bord der „Deutschland“ sei er gleich wieder unnahbar geworden. In Deutschland hat man auf diese neuen Ausbrüche des Hasses nicht viel Gewicht gelegt. Sehr mit Unrecht. Hier ist gerade der Einfluß der schlechten, der „gelben“ Presse besonders groß. Die Politik wird hier mehr als anderswo von der großen Masse gemacht und die große Masse schöpft ihre weltpolitische Bildung hauptsächlich aus den schlechten Zeitungen, die unter allen Umständen einer europafeindlichen Jingo-Politik das Wort reden. In den Times las man am siebenten März: „Als Nation haben wir den Prinzen gern; und wenn unsere Gefühle einer Analyse unterzogen würden, so ergäbe sich die Thatsache, daß wir ihn persönlich höher schätzen als Das, was er repräsentirt.“ Das ist doch deutlich genug. Nicht weniger bezeichnend ist, was Poultney Bigelow am neunzehnten März bei seiner Rückkehr aus England sagte: „Amerika kann sich auf manche Unannehmlichkeiten gefaßt machen. Der Besuch des Prinzen Heinrich ist ohne Bedeutung. Er wird in keiner Weise unsere Beziehungen zu Deutschland ändern und keinerlei Einfluß auf irgend eine Möglichkeit eines Krieges mit Deutschland haben.“ Dann wies er auf die Gefahren deutscher Kolonisirung in Südamerika hin und betonte die Freundschaft Amerikas mit England, deren Interessen eng mit einander verknüpft seien. Und Herr Bigelow ist ein bekannter Publizist, der mit Wilhelm dem Zweiten in Bonn studirt hat und sich mit Vorliebe den Freund des Kaisers nennen läßt.

Seine Auffassung wird hier allgemein getheilt. Des Prinzen Besuch war ein persönlicher Erfolg; politisch hat er nicht das Geringste geändert. Die Bloßstellung des geliebten John Bull durch Holleben und Bülow hat in Amerika gar keinen Eindruck gemacht. Der Plan eines Angelsachsen Trusts, der den übrigen Völkern die Taschen leert, verheißt große Profite; und er wüßte sich zuerst gegen Deutschland richten, den unangenehmsten Konkurrenten beider Angelsachsen, der den Engländer auf allen Märkten unterbietet und sich zugleich mit der Frage beschäftigt, wie er der amerikanischen Gefahr durch Einfuhrzölle die Thür sperren kann. Man darf auch nicht vergessen, daß der Imperialismus in Amerika nicht nur bei den Republikanern, sondern beim ganzen Volk populär ist. Und dieser Imperialismus ist ausgesprochen deutschfeindlich, gerade wie seine hervorragendsten Vertreter im Kongreß und im Kabinet. Ferner ist trotz allen amtlichen Erklärungen das Mißtrauen gegen Deutschlands Absicht, Südamerika zu kolonisiren, nicht geschwunden. Nach langjährigen Erfahrungen wird es mir überhaupt schwer, an freundschaftliche Gefühle des „superioren“ Angelsachsen, sei er ein Engländer oder Amerikaner, für den Deutschen zu glauben. Trotz der Verwandtschaft sind der Angelsachse und der Teutone von heute einander innerlich fremd. Ein Franzose und ein Deutscher befreunden sich eher als ein Angelsachse und ein Deutscher. Nur Eins könnte vielleicht etwas angenehmere Beziehungen zwischen Amerika und Deutschland herbeiführen: der Sturz der republikanischen Partei, die von deutschfeindlichen Jingos beherrscht wird.



Selbstanzeigen.

Grundriß des Festungskrieges. Sondershausen. Verlag von Fr. Aug. Cappel.

Napoleon hat einmal gesagt: Je demanderai s'il est possible de combiner la guerre sans des places fortes et je déclare que non. Dieser Ausspruch gilt heute in höchstem Maße. Der steigende Reichtum aller Länder drängt trotz der von einer Großmacht stets anzustrebenden offensiven Kriegsführung mehr als je darauf, feindliche Einfälle mit künstlichen Mitteln zu erschweren, sich selbst die eigenen Operationen zu erleichtern. Auch muß mit der Möglichkeit taktischer Rückschläge gerechnet werden, besonders im Kampfe gegen einen überlegenen Gegner. Nichts erleichtert aber den Kampf einer Minderheit gegen eine Mehrheit so sehr wie zweckmäßig angelegte und verwendete ständige Befestigungen. Was deren Anlage betrifft, so wird sie, weil sich der Verlauf eines Krieges nicht voraussehen läßt, nicht auf einzelne Fälle zugeschnitten sein dürfen. Der Gegner könnte auch dann unsere Absichten vorzeitig errathen und durchkreuzen. Selmehr muß eine Landesbefestigung auf große, dauernde, mit der Grundlage des Staates unmittelbar verbundene Verhältnisse aufgebaut werden. Schon um den offensiven Geist von Volk und Heer nicht zu lähmen und die Feldarmee zu schwächen, werden wenige große Stützpunkte, wenigstens in Deutschland, zu suchen sein. Aus den Veröffentlichungen Bismarcks, Blumenthals, Hohenlohes, Schlichtings und Anderer weiß man heute, wie wenig gerüstet wir 1870 zum Festungskrieg waren. Eine Unterschätzung des Wertes der Festungen und ein erheblicher Mangel an Verständnis für den Festungskrieg war an allen Stellen des Heeres zu finden. Ungenügend vorbereitende Strategie im Frieden war die Folge solcher Auffassung, die sich dann rächte und nur dank unserer — aber nicht immer zu erwartenden Erfolgen — im freien Felde keinen schlimmen Ausgang nahm. Noch heute sind die Ansichten wenig geklärt, zumal erhebliche neuere Kriegserfahrungen fehlen. Generalstäbler, Artilleristen, Infanteristen und Pioniere haben oft ihre eigene Anschauung, in der sie natürlich der Waffe, zu der sie gehören oder aus der sie hervorgegangen sind, den entscheidenden Antheil meist einseitig zumessen. Auch ein so dringendes Problem wie die Neuordnung des Ingenieur- und Pioniercorps, dessen Lösung sehr wesentlich von der Auffassung des Festungskrieges abhängt, wird durch solchen Widerstreit der Meinungen ungünstig beeinflusst. Eine „Lehre des Festungskrieges“, die durch kritische Folgerung aus den zusammenhängenden Erfahrungen aller, namentlich der neueren Zeiten, allgemein gültige Wahrheiten und Grundsätze für die Truppenführung ableitet, um einen geeigneten Anhalt, kein Schema, zum Handeln zu geben, darf deshalb wohl auf Beachtung rechnen.

W. Stavenhagen.



Venus Frauen gestalten. Verlag von Karl Krabbe in Stuttgart. 5 Mark.

Das Buch zeigt das Verhältnis Venus zum weiblichen Geschlecht. Von Frauen, die in des Dichters Werdegang bedeutsam eingegriffen haben, werden gezeichnet: Venus Mutter, die unwürdige Bertha Bauer, Venus armuthiges Schiffsottchen (Votte Umelin), so genannt, weil der Dichter seine „Schiffslieder“ an sie richtete, die wackerer Sophie Schwab (Gattin des Dichters Gustav Schwab), die treue Emilie Reinbeck, die leidenschaftliche Sophie Löwenthal, die schau-

spielende Karoline Unger, die sanfte Marie Behrend's, Venaus „ewige Braut“. Der Leser wird in diesem Buch eine Reihe ungedruckter Venau-Briefe und ein reichhaltiges neues biographisches Material über den Dichter und über die hier geschilderten Frauen finden. So werden manche neue Beziehungen aufgedeckt und Personen, die bisher in den Venau-Biographien nur im Dämmerlicht der Epitöbe auftraten, werden nun als bedeutsame Faktoren in dem Leben und Dichten Venaus erkannt. Nicht bei vielen Poeten ständen Leben und Dichten in einem so innigen Wechselverhältnis wie bei Venau.

Hamburg.

Adolf Wilhelm Ernst.

Der wirtschaftliche Ruin des Arztstandes. Zweite Auflage. Verlag von Dr. Eduard Schnapper, Frankfurt a. M. 1902.

Die Inzenerierung von Lohnkämpfen, deren Schauplatz unsere Industrie- und Verkehrscentren in den letzten Jahren oft waren, legt dem abseits stehenden Beobachter die Frage nahe, welche vis a tergo hier elementarisch gewaltet hat, ob rücksichtslos auf materiellen Erwerb gerichtete Geldgier oder ein tatsächliches wirtschaftliches Elend den ärztlichen Berufsstand zur sozialen Selbsthilfe zwang. Das erste Motiv wird selbst der größte Skeptiker leugnen müssen, wenn die amtlichen Steuerlisten ihm das wirkliche Bild von den traurigen Einkommensverhältnissen des ärztlichen Praktikers entrollen. Von 1747 im Jahre 1892 in der Reichshauptstadt thätigen Ärzten hatten $\frac{9}{17}$ ein Einkommen von nicht über 3000 Mark; und in Charlottenburg erreichten im Jahre 1900 von 307 ausfälligen Ärzten nur etwa 50 nach zehnjähriger, mühsälliger Praxis ein solches von 5000 Mark. Wenn sich unter diesen Umständen ein Stand endlich auf sich selbst besinnt und zeigt, daß er, gerint, eine respektable, wirtschaftliche Macht darstellt, dann wird es ihm Niemand verargen können. Aber woher stammt denn nun die offensibare materielle Rothlage? Indirekt aus der großen Zahl der Ärzte, deren procentuale Zunahme allerdings in gar keinem gesunden Verhältnis zum Wachsen der Bevölkerung steht. Der wirkliche Grund aber für den Rückgang liegt in der beispiellosen Verschlechterung der ärztlichen Erwerbsverhältnisse, wie sie die Staatsgesetzgebung der letzten Jahrzehnte geschaffen hat. Die Reichsgewerbeordnung vom Jahre 1869 mit der Novelle vom Jahre 1883 und das Krankenversicherungsgesetz vom selben Jahre mit der Novelle vom Jahre 1892 haben den fast vollendeten wirtschaftlichen und drohenden ethischen Ruin des deutschen Arztstandes herbeigeführt. Das Kurpfuscherverbot wurde durch vollständige Freigabe des Heilgewerbes aufgehoben. Dierdurch erwuchs der wissenschaftlichen Medizin eine Konkurrenz, die gar keines Befähigungsnachweises bedarf und mit Mitteln arbeitet, die der ärztlichen Ethik zuwiderlaufen. Die gründliche Beseitigung dieses Auswuchses wird aber zum kategorischen Imperativ, wenn man sich die Gemeingefährlichkeit der Kurpfuscher für die hygienisch-sanitären Interessen der Allgemeinheit an der Hand gerichtsstatistischer Nachweise vor Augen hält und anßerdem bedenkt, welche Lücken im Strafgesetz ihre Vergehen straffrei lassen. Der zweite Hauptfaktor für den finanziellen Ruin des Arztstandes, das Krankenversicherungsgesetz, hat ihm bei mitunter maximalen Leistungen der Krankenkassen eine minimale Bezahlung eingebracht und schuf

außerdem durch die Zwangsarzt-Kassenposten ein Institut, das auch in ethischer Hinsicht durch Erschwerung der freien Konkurrenz höchst verderblich werden sollte. Wenn nun auch als Nothhaltemittel nur gesetzgeberische Abänderungsmassregeln in Frage kommen können, so ist doch vorher der einmüthige Zusammenschluß aller ärztlichen Vereine zu einem großen Verbaude behufs Wahrung der Standesinteressen anzustreben. Bei der herrschenden modernen Staatsdoctrin wird nur eine „ärztliche Gewerkschaft“ nachdrücklich die berechtigten Wünsche eines Standes zur Geltung bringen, der in Folge der heute gültigen Gesetzgebung von materieller wie ideeller Proletarisirung bedroht ist.

Rebra a. U.

Dr. Adolf Haefele.



Jahrbuch der bildenden Kunst. Früher „Almanach für bildende Kunst und Kunstgewerbe“. Verlag der deutschen Jahrbuch-Gesellschaft m. b. H. Berlin S.W. 48. Gebunden, Kunstzeitschriften-Format, 8 Mark.

Was ich im vorigen Jahr zur Entschuldigung des „Almanachs für bildende Kunst und Kunstgewerbe“ hätte sagen sollen: daß er nur erst ein Anfang sein kann zu einer Registratur des lebenden und toten Inventars aller gegenwärtigen bildenden Kunst, von Vollkommenheit und Zuverlässigkeit, die nur durch Jahre lange Mitarbeit aller Interessenten erreicht werden kann, noch sehr weit entfernt: Das brauche ich in diesem Jahre von dem nicht nur zum „Jahrbuch“ umgetauften, sondern auch wirklich umgewandelten Buch nicht zu verschweigen. Bin ich doch sicher, daß die Mühenhaftigkeit der Arbeit durch die Fülle des sonst Gebotenen reichlich aufgewogen wird und daß in seiner neuen Form das Buch die Hoffnung rechtfertigt, durch seine kunsthistorische Rückschau auf das abgelaufene Jahr, an der die besten Kräfte unserer Fachschriftsteller sich betheiligen, durch die praktischen Fragen gewidmeten Aufsätze, durch die Nekrologie und Bibliographie des Jahres und endlich durch seine reichhaltigen Verzeichnisse und sein Künstlerlexikon eine bleibende und der Vollständigkeit immer näher kommende Einrichtung unseres die bildenden Künste umfassenden öffentlichen Lebens werden zu können. Dem nicht geringen Aufwand an theils erschwerlicher, theils aber überaus mühsälliger, trodenner Arbeit stellte sich der andere: ohne Rücksicht auf materielle Opfer dem Buch einen reichen Schmuck zu schaffen, so daß es in seinen fünfzehn Kunstbeilagen und in zahlreichen Illustrationen auch anschaulich eine Fülle hervorragender Werke des letzten Jahres darbietet. Dabei ist nicht nur auf das künstlerisch Wesentliche, sondern auch auf die verschiedenen Arten der reproduzierenden Technik Werth gelegt worden. So dürfte das Buch jedem Freunde der Kunst, aber auch jedem Schaffenden auf einem ihrer Gebiete Das bieten, was er sucht: die Erinnerung an die durchlaufene Zeitstrecke, die Anregung zu weiterer Entfaltung und — als Handbuch — die auch jetzt schon zuverlässigen, von Jahr zu Jahr durch Anfragen berichtigten Aufschlüsse über unsere der Kunst dienenden Einrichtungen, über Künstler und Kunstgewerbe aller Art. Herr Geheimrer Regierungsrath Dr. Woldemar von Seidlitz in Dresden hat mir als künstlerischer Berathrer und Mitarbeiter die dankenswertheste Unterstützung bei dem Bemühen geleistet, das Buch in seine jetzige Gestalt umzuschaffen.

Schmargendorf.

Max Marttersteig.



Gumborg & Co. Gumborg & Co.

aus auf Illusionen.
Man kann auf
Anfang. Diese
„Komödie der
ersten Wochen die
wieder einmal ein
nungen zu bauen,
in Krisis für ent-
die Fundamente
versucht man, die
t sich selbst.

auptung aufstellen,
erfindung unserer
t solchen Erzäh-
n. So hat eben
is um 20 Prozent
iche Verblüffung.
Umstand nichts
en die schon lange
örde funktioniert
weiteren Kreisen
stlage als einen

Warnungszeichen zu
schen beschlossenen
Wirkung erstreckt
g auf den Kohlen-
toren die Inter-
werde sich wieder
es jedenfalls vor-
Bergbau aussehen
Ein Beispiel: im
stand drängen zu
öhne müssen die
nnert, mit welcher
ohlenbaronen be-
daß ein Strike

Solcher Strike
die Schuld daran
älter als auf die,
den vielen kleinen
en Etwas in die
upp wird es be-
vorläufig aufge-

Der Arten, sich ein Haus zu bauen, sind zwei. Man fa-
kredit hin wagen, auf Wechsel felsenfester Zuversicht,
stimmungsvolle Träume gründen, Lustspiegelungen und Sire-
Worte, die Goldstadt, der nüchternen Großkaufmann, in Bösen
Liebe" spricht, fielen mir oft ein, wenn ich während der le-
Börsenberichte las. Die Händler nehmen den Illusionkredit r-
Bischen reichlich in Anspruch. Diese Art, sich Häuser aus Hoff-
erinnert recht unangenehm an Tage, die man nach der große
schwunden halten durfte. Heute gerät man sich weder Mühe,
der deutschen Wirtschaftslage gewissenhaft nachzuprüfen, nach
Zukunftsaussichten mit klarem Blick zu erforschen. Man belä-
gert

Überall, nicht nur an der Börse, hört man die Behau-
die ärgsten Tage der Krisis seien vorüber und die völlige W-
Verhältnisse sei schon für die nächste Zeit zu erwarten. W-
lungen aber sind leider die Tatsachen nicht zusammenzurüme-
erst das siegerländische Roheisenschublat seine Produktion aberma-
eingeschränkt. Die Folge war denn auch zunächst eine zieml-
An dem überraschenden Eindruck dieser Meldung kann auch der
ändern, daß es sich nicht um eine neue Maßregel handelt, sonde-
bestehende Produktionseinschränkung jetzt nur von der Kartellbe-
worden ist. Die Frage ist, ob man diese Einschränkung vorher in-
gekannt und in die Kalkulation der augenblicklichen Wirtschaft-
wichtigen Faktor miteingestellt hat. Ich glaube es nicht.

Selbst von Leuten, die im Allgemeinen gereizt sind, zu
beachten, ist die große Bedeutung der für die siegerländischen Hoch-
Produktionseinschränkung nicht genügend gewürdigt worden; die
sich in diesem Fall ja nicht nur auf die Eisenwerke, sondern auch
Bergbau. Erst kurze Zeit ist vergangen, seit die Zehndirekt-
essenten mit der Hoffnung trösteten, die Tätigkeit der Hochöfen
beleben und natürlich auch den Koksabsatz steigern. Damit ist
läufig noch nichts. Und wie schlecht es auch sonst gerade im S-
muß, merkt man aus gewissen Anzeichen allgemeiner Natur.
Rheinland scheint man die Arbeiterschaft geradezu in den Aus-
wollen. Fortwährende Entlassungen und Herabsetzungen der
Leute ja unzufrieden machen und aufreizen. Wenn man sich erl-
subtilen Rücksicht die Arbeiter in der guten Zeit von den A-
handelt wurden, so kann man wirklich auf die Idee kommen,
den westdeutschen Grubenbesitzern jetzt sehr willkommen wäre.
bde immerhin die Möglichkeit, die Preise hoch zu halten und
und an schlechten Förderresultaten auf andere Schultern abzum-
denen man sonst die Verantwortung aufzubürden pflegt. Von
Chicaneen, mit denen man die Arbeiter ärgert, bringt nur sel-
Lebenslichkeit. So hat man in manchen Gruben — von Kr-
stimmt behauptet — den Abbau der alten ertragreichen Stöße

geben und ist dazu übergegangen, werthlosere anzuschlagen. Natürlich fördern die Arbeiter, trotzdem die Arbeitszeit nicht verringert ist, nun viel weniger als früher, so daß der Gehingelohn beträchtlich sinkt. Diese Methode, am Lohn zu knausern, hat für die Verwaltung dabei noch den Vortheil, daß man nach außen hin die alten Lohnsätze aufrecht erhalten kann.

Wer also genau zusieht, merkt schnell, daß die Verhältnisse im rheinisch-westfälischen Kohlengebiet und in den um dieses Centrum gelagerten Eisenbetrieben ungünstiger sind als jemals seit langen Jahren. Dagegen soll nicht bestritten werden, daß in einzelnen Bezirken der Textilbranche eine kleine Besserung zu verzeichnen ist. Es scheint sich aber immer mehr herauszustellen — schon früher habe ich es hier einmal gegenüber den optimistischen Hoffnungen des Reichsbankpräsidenten behauptet —, daß diese Besserung einzig und allein auf die gestiegene Ausfuhr nach Amerika zurückzuführen ist. Auch über diese Thatsache täuscht man sich an den Börsen hinweg. Und da man annimmt, daß die Gesundung im eigenen Lande fortschreite, so hält man natürlich auch nicht für nöthig, die amerikanischen Verhältnisse etwas schärfer unter die Lupe zu nehmen. Ich bin der Ansicht, daß die Beobachtung der amerikanischen Verhältnisse heute die allerwichtigste Aufgabe der Börsenwetterwarte sein müßte. Doch sogar von Leuten, die grundsätzlich der selben Meinung sind, hört man vielfach noch sehr optimistische Auffassungen, die das Resultat solcher Beobachtungen sein sollen. Einzelne geben zu, daß die Verhältnisse in Amerika nicht unbedenklich aussehen, hegen aber die Hoffnung, bis zum Ausbruch des Sturmes werde noch viel Zeit vergehen. Die übliche Phrase, die wir über deutsche Verhältnisse vor der letzten Krisis so unendlich oft hören mußten, wird uns auch jetzt wieder aufgesetzt: Alles strotze doch geradezu von Gesundheit; damals in Deutschland, jetzt in Amerika. Und gewiß sieht es wie ein Symptom fester Gesundheit aus, daß Amerika aus Deutschland Roheisen beziehen muß und daß der Direktor der Kanadabahn zu Krupp kommt, um Schienen zu besichtigen. Aber haben wir denn nicht vor dem Zusammenbruch genau die selben Erscheinungen auch im deutschen Wirthschaftsleben gehabt? Gab es damals Roheisen genug? Es ist lustig, zu beobachten, wie genau hüben und drüben die Symptome einander gleichen. Viele erinnern sich wohl noch, wie wesentlich, unmittelbar vor der gewaltsamen Lösung der deutschen Ueberspannung, zur Unterstützung der Dannebergorgie der Umstand beitrug, daß altes Eisen zum Umschmelzen benutzt werden mußte, weil die Eisenvorräthe sonst für die Fabrication nicht ausgereicht hätten. Die Preise von Alteisen erreichten damals bekanntlich eine ungeahnte Höhe. Genau das selbe Schauspiel erleben wir jetzt in Amerika. Beträchtliche Posten alten Eisens sind von uns über den Ocean verfrachtet worden.

Doch aus diesen rein wirthschaftlichen Momenten gewinnt man noch keine richtige Vorstellung von den amerikanischen Verhältnissen. Die Trustvorgänge muß man beachten, um klar zu sehen. Der Kupfertrust, schon lange ein Schmerzenskind aller Haussiers, hat wieder bedenklich zu spucken begonnen. Seine Verluste bei dem letzten Preissturz des Kupfers werden auf etwa 10 Millionen Dollars geschätzt. Man war gespannt, zu hören, welche Dividende nach diesem herben Verlust ausgeschüttet werden würde. Aber siehe da: die Herren Direktoren hatten für angebracht gehalten, die Sitzung vorläufig einmal zu vertagen. Daß

solche Vertagung kein Zeichen eines besonders guten Gewissens ist, brauchte ich kaum erst zu sagen. Noch viel schlimmer aber sind die Verhältnisse beim Stahltrust. Man will die siebenprozentigen Vorzugsaktien in fünfprozentige Bonds umwandeln und motiviert diesen Plan mit der Zinsersparniß. Einen allzu günstigen Eindruck kann aber der Versuch nicht machen, die knapp zur Ruhe gekommene Organisation schon wieder zu beginnen. Merkwürdiger noch ist, daß man unter der Hand schnell 50 Millionen Mark Bonds mehr ausgiebt, als Vorzugsaktien vorhanden waren. Woraus also zu schließen ist, daß die Gesellschaft neues Kapital braucht. Was nützt angesichts solcher Beklemmungen ein herausgerechneter Budgetgewinn von 111 Millionen für das letzte Jahr?

Diese allgemeine Unsicherheit der amerikanischen Trustpolitik läßt den baldigen Eintritt einer Katastrophe fürchten. Und diese Unsicherheit scheint mir um so gefährlicher, als allerlei Vorgänge erst eben wieder gezeigt haben, auf wie brüchiger Basis all diese Trusts aufgebaut sind. Ich sehe noch davon ab, daß die Schaffung von 50 Millionen neuer Bonds beim Stahltrust, für die gar kein Gegenwerth vorhanden ist, eine Verwässerung des Kapitals bedeutet. Alle Trustkapitalien sind schon im Augenblick der Gründung außerordentlich verwässert. Wie nah diese Unsitte, das Kapital zu verdünnen, nach unseren Moralgrundsätzen aus Verbrechenische grenzt, beweist der Schadensersatz, der jetzt von einem der professionellen Gründer von seinem Kumpan Gates verlangt wird. Aus den Zeugenaussagen dieses Prozesses geht hervor, daß bei der Gründung des Stahl- und Drahttrusts das selbe Werk dreimal in jeden der verschiedenen Verbände eingebracht worden ist, und zwar jedesmal mit einem recht erheblichen Nutzen für den Vorbesitzer. Daß ein auf solcher Grundlage ruhendes Kredit-system dem Zusammenbruch entgegenzueilen muß, ist klar und könnte auch den deutschen Börsenleuten nicht zweifelhaft sein, wenn sie sich überhaupt einen richtigen Blick für die Lage der Dinge bewahrt hätten. In Amerika scheint man sich übrigens auch schon auf den Krach vorzubereiten. Herr Schwab, der Stahltyrann, hat in einer Unterredung mit dem Berichterstatter der Adlischen Zeitung rund heraus erklärt, es sei natürlich und sicher, daß auch schlechte Zeiten kommen müssen; in diesen Zeiten geringeren Inlandsbedarfes werde der Stahltrust seine Ueberproduktion in den deutschen Absatzgebieten unterzubringen versuchen.*)

*) Die Unterredung, die Plutus hier streift, muß, nach den Andeutungen, die wir lasen, allerliebste gewesen sein. Nicht nur, weil der Interviewer an den rechten Mann kam, der alle unbequemen oder langweiligen Fragen ohne Zeitverlust wegwischte und ihn mit der ganzen Hoheit des Herrschers von Goldes Gnaden behandelte. Auch die Thatsachen, die Herr Schwab reden ließ, waren ungemein lehrreich. Unser Gesamtkapital, also sprach er, beträgt 1374 Millionen Dollars. Wir brauchen jährlich nur 70 Millionen zu verdienen, können also mit einem Profit von 6 Dollars auf die Tonne gut auskommen; übrigens verdienen wir ja nicht nur am Stahl, sondern auch an der Kohle, dem Eisen und an einem ausgedehnten Dampferverkehr, der die Binnenseen schon beherrscht und die Weltmeere beherrschen soll. Vordrusig ist bei uns der Bedarf so groß, daß wir nicht auf Export angewiesen sind und sogar viel Rohmaterial aus Deutschland bezogen haben. Dieser Zustand wird natürlich nicht dauern. Läßt der Inlandsbedarf

Aber die Börse hat jetzt viel wichtigere Dinge zu thun. Sie muß bewundern, wie sich die Plebs um den Zeichentisch der neuen Russenanleihen drängt. Wirklich: viel Plebs war dabei. Die hundertfache Ueberschätzung ist nicht allzu feierlich zu nehmen. So mancher Schnorrer — verzeihen Sie, lieber Leser, das harte Wort — hat sich weit über seine Verhältnisse hinaus betheiliget. Ich hörte, wie Einer zum Andern sagte: „Reich möcht' ich sein, was ich gezeichnet hab'!“

Ferner hält es die Börse für nöthig, kleine spekulative Haussen in Szene zu setzen; vielleicht nur, um sich zu zerstreuen und auftauchende Sorgen zu vergessen. Besonders auffällig war die Kurssteigerung des Bergwerks „Nordstern“, von dessen Aktien man zunächst behauptete, sie würden in Paris eingeführt werden. Dann, als Das noch nicht genügte, verstieg man sich sogar zu der immerhin lähnen Behauptung, der Norddeutsche Lloyd gedenke, den „Nordstern“ anzukaufen. Aus einer Stelle des letzten Geschäftsberichtes könnte man allerdings schließen, daß der Lloyd nicht abgeneigt ist, durch Ankauf einer Kohlengrube sich vom Syndikat zu emanzipiren. Recht zweifelhaft scheint aber, ob er zu diesem Zweck sich gerade das Bergwerk „Nordstern“ anschauen würde, das 20 Millionen Tonnen jährlich fördert und etwa 35 Millionen Mark kostet. Denn wenn sich der Lloyd auch vom Kohlenyndikat emanzipiren will, so will er ihm doch sicher keine Konkurrenz machen und sich als Kohlenhändler aufthun. Die phantastischen Gerüchte erinnerten bedenklich an die vor kurzer Zeit über Gelsenkirchen in die Welt gesetzten Lügenmärchen. Wahrscheinlich handelt es sich wieder um ein kleines Spielchen, das am Ende gar in beiden Fällen von den selben Leuten begonnen war. Im Aufsichtsrathsregister des Bergwerks Nordstern finden wir die Herren Leo Hanau, Thyssen und Kappel. Wie der Zufall spielt . . .

An solche Scherze verschwendet die Börse jetzt ihre Zeit. Das ist der Illusionkredit, von dem sie zehrt und Luftschlösser baut. „Wie nennt man doch Geschäfte so betrieben? Man nennt sie Hamburg, Hamburg, meine Lieben.“

Plutus.

bei uns nach, dann werden wir den Ueberschuß unserer Produktion auf die fremden Märkte bringen. Wir sind entschlossen, jedes mögliche Mittel anzuwenden, um dieses Ziel zu erreichen. Und wir werden es erreichen, weil kein anderes Land so billig zu liefern vermag wie wir. Nach Rußland wollen wir hinein; und wenn Sie in Deutschland uns durch hohe Zollmauern den Weg sperren, dann werden wir Ihnen mindestens die Eisenausfuhr abschneiden, zunächst nach Ostasien und bald hoffentlich auch nach anderen Richtungen. So ungefähr ließ die stählerne Majestät sich vernehmen. Die immer lächelnde Exzellenz aber, die Deutschlands Politik leitet, hat neulich erst dem Erdkreis verkündet, nirgends sei ein Punkt zu finden, wo in absehbarer Zeit die deutsche und die amerikanische Politik feindselig zusammenstoßen könnten. Das konnte nur ein Diplomat alter Schule behaupten, der die Bedeutung wirtschaftlicher Kräfte und Zusammenhänge nicht ahnt und zufrieden ist, wenn er von der Hand in den Mund leben und alle paar Wochen sein Appläuschchen einheimen kann. Die Worte des Herrn Schwab müßten verständigen Zeitungsschreibern für Monate Stoff bieten; sie zeigen, welches Ungewitter heraufzieht, und sollten erkennen lehren, daß es zwischen den Vereinigten Staaten und dem Deutschen Reich wichtigere Dinge zu erörtern giebt als die Frage, ob ein Prinz drüben mit der nöthigen Begeisterung aufgenommen worden ist.